

B e r n i  
l e r n t M e n s c h e n k e n n e n

Von  
Heinrich Scharrelmann

Volks- und Schulausgabe,

3. Auflage

Georg Westermann/Braunschweig, Hamburg  
1922

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1921 by Georg Westermann,  
Braunschweig

Gebruckt bei Georg Westermann in Braunschweig

## 1. Kapitel

„Kling — Klang — Klung!“ tönte die Glocke der Ladentür. Berni schaute sich nach allen Seiten um. Wichtig, da war ja seine gute Mutter. Er hatte sie im ersten Augenblicke gar nicht gesehen, weil sie sich gerade hinter den Ladentisch bückte, um einen dicken Packer Leinenzug nachzusehen.

„Na, mein Junge, bist du wieder da?“ fragte sie und nickte ihm freundlich zu. „Ja, Mutter,“ sprach Berni und nahm den Ranzen ab, „es war fein in der Schule! — Herr Buschmann war so freundlich mit mir, ich mußte fast die ganze Schreibstunde von Wangeroog erzählen, und jedesmal, wenn wir wieder eine Reihe geschrieben hatten, sagte Herr Buschmann: ‚Berni, erzähl weiter!‘ Und die Kinder sagten auch alle: ‚Berni, zu doch! — Berni, erzähl weiter!‘ — Die haben sich alle so gefreut! Klaus Petersen sagte zu Herrn Buschmann, als es klingelte: ‚Ich wollte, wir hätten immer Schreibstunde, wenn Berni uns was dazu erzählen darf!‘ — Überhaupt, alle waren so freundlich mit mir und freuten sich, daß ich wieder da war. Herr Buschmann auch! Die Kinder kannten mich noch ganz gut, und es war gerade so, als wenn ich gar nicht lange weg gewesen wäre. Aber ich hatte doch schon einige Jungens ganz wieder vergessen und mußte mich erst besinnen, wie sie hießen. Zwei neue haben wir auch zugekriegt, die sind sonst in einer anderen Schule gewesen. Und Ernst Waldmann ist abgegangen. Herr Buschmann sagte, er freue sich sehr, daß er den Schlurmichel losgeworden sei.“

So erzählte Berni, die Mutter ordnete ihr Leinenzug weiter. Berni aber öffnete seinen Ranzen und rief: „Guck mal, Mutter, was mir Heini Saffhoff geschenkt hat!“ — Er hielt seiner Mutter eine ganze Handvoll Oblaten hin, die er sorgsam in sein Lesebuch gelegt hatte.

Dann ging er in die Stube, wo der Kaffee schon auf dem Tische stand.

Gleich darauf kam die Mutter, und sie versperten zusammen. „Ich habe heute noch viel zu tun,“ sprach sie, „kannst du mir ein bißchen helfen?“ Berni nickte. „Meine Schularbeiten kann

ich ja auch hinterher machen, nicht? — Wobei soll ich dir denn helfen?“ — „Ich muß heute noch das Schaufenster zurechtmachen.“

Dabei mochte Berni gern helfen. — Als die Mutter wieder abgedeckt hatte, ging er gleich mit in den Laden. Da lagen wie früher schon wieder alle Bdrte voll von dicken Packen mit Wäsche und Stoffen, große Pappkasten mit Knöpfen und Lige, mit Zwirn und Strickleide standen in den Regalen.

Alles war wie früher, aber alles war doch ein bißchen anders und sah ein wenig fremd aus.

Doch nun machten sie sich an die Arbeit. Berni hatte sich sauber die Hände gewaschen und reichte nun der Mutter die Sachen einzeln hin, die ins Schaufenster gelegt werden sollten: Schürzen und Bänder, Kinderkleidchen und Unterzeug, Hutnadeln und Gürtelspangen und viele andere Sachen. Die Leute, die draußen an dem Fenster vorbeigingen, sollten doch sehen, was es alles im Laden Schönes zu kaufen gab.

Endlich war das Fenster fertig, und jedes Ding war mit einem Preise versehen. Die Mutter trat auf die Straße, um zu sehen, ob auch im Fenster jedes Ding gut lag und nett aussah. Ach, wie hübsch hatte sie alles geordnet und hingelegt, und wie sauber und ordentlich sah das Fenster mit seiner blitzblank gepuzten Scheibe aus!

„Sei nur nicht bange, Mutter, du sollst mal sehen, die Leute kommen schon und kaufen dir schnell alle Sachen ab, wenn sie erst wissen, was sie bei uns alles billig kaufen können,“ tröstete Berni. Sie streichelte ihm den Kopf, seufzte leise und sprach: „Hoffentlich behältst du recht, mein Kind.“

Nun setzte sich Berni in die Stube, um seine Schulaufgaben zu machen. Er hatte zwanzig kleine Exempel auf zu rechnen, und dann mußte er noch ein Gedicht aus dem Lesebuche auswendig lernen. Er guckte gar nicht auf von seiner Arbeit, bis er fertig war. Es war ja auch besonders schwer für ihn, weil er den ganzen Sommer in der Schule hatte fehlen müssen und nun so viel nachzulernen hatte, was seine Kameraden schon alles gut konnten. Aber Herr Buschmann hatte ihm nach der Stunde genau gezeigt, wie er die Aufgaben rechnen müsse, und Berni hatte gut achtgegeben. Er kriegte sie auch alle heraus, und als die Mutter seine Arbeit nachsah, konnte sie keinen Fehler finden.

Endlich konnte er auch sein Gedicht. „Wenn ich es morgen früh rasch noch einmal überlese, kann ich es ganz bestimmt,“ sagte er und packte die Bücher wieder ein.

Gern wäre er noch ein bißchen auf die Straße gegangen, aber es dämmerte draußen bereits. So stand er am Stubensfenster und blickte durch die Scheiben. Heute war ein schöner Herbsttag gewesen, und goldig schimmerte der Himmel im Westen, wo die Sonne untergegangen war. Ein wenig kühl war es draußen schon, aber es war ja auch Anfang Oktober, da kann man keine starke Wärme mehr verlangen.

Eine Frau ging vorüber, die hatte schon einen Pelzfragen umgelegt, und ein paar große Mädchen sah er, die hatten Handschuhe angezogen.

Lange stand er und blickte hinaus, und es wurde ihm ganz merkwürdig zumute. Wohl spielten eine Menge Kinder auf der Straße, aber Berni kannte noch keines von ihnen. Alle seine alten Freunde wohnten weitab von der Brandstraße, wohin er seit ein paar Tagen mit der Mutter gezogen war. Und von seinen Schulkameraden wohnte auch niemand in der Nähe.

Ja, wenn man umgezogen ist, sieht zuerst alles fremd aus, und man muß sich erst langsam an die neue Umgebung gewöhnen. Berni kam sich auf einmal recht einsam und verlassen vor. Lauter fremde Gesichter sah er draußen. Ein Seufzer stieg in ihm empor, als er an Wangerooog zurückdachte. Es war nur gut, daß er nicht auch in eine andere Schule gekommen war, dann hätte er sich wohl noch verlassen gefühlt. So freute er sich schon auf morgen, wo er wieder seine alten Kameraden und Herrn Buschmann sehen würde.

Die Wohnung mit dem kleinen Laden, den die Mutter gemietet hatte, war ja sehr schön. Dicht hinter dem Laden war die Stube, und von dieser ging eine Tür in die Küche und eine andere in die Kammer. Das war für die Mutter sehr bequem. Wie hübsch die Tapeten an den Wänden aussahen! Alle Stuben waren erst frisch tapeziert worden, ehe sie eingezogen waren.

Nun wohnten sie seit ein paar Tagen in der Brandstraße, in einem ganz anderen Viertel der Stadt als früher. Die Brandstraße hatte lauter zwei- und dreistöckige Häuser, und in fast allen war unten ein Laden. }

Die Lage war gut für das kleine Geschäft der Mutter. Gerade ihrem Hause gegenüber zweigte von der Brandstraße die Neutorstraße ab, und in beiden gab es noch kein Weiß- und Wollwarengeschäft. Und am Kleinen Markt, auf welchen die Brandstraße mündete, auch nicht. Da konnten ja die Kunden von allen Seiten kommen. Und wenn erst die Frauen in der Nachbarschaft wußten, was für gutes Garn und was für hübsche Spitzen und Socken und Seide sie bei Frau Becker kaufen konnten, dann wollten sie schon kommen und der Mutter alles, was sie im Laden hatte, abkaufen. Und dann verdiente die Mutter viel Geld, und sie konnten herrlich und in Freuden leben.

Berni wurde es auf einmal recht froh zumute. Er sah, daß draußen die Straßenlaternen angezündet wurden. Oh, wie sonderbar und neu war nun auf einmal wieder alles, was er erblickte! Er dachte gar nicht mehr daran, daß er noch keinen Menschen in der Straße kannte, alles kam ihm im Augenblick schon und merkwürdig vor. Wie düster die Häuser oben aussahen, und wie hell und freundlich waren sie unten, wo all die hell erleuchteten Schaufenster der Läden waren! Und wie sauber war hier in der Straße das Pflaster! Ja, die Brandstraße war ja auch eine ganz neue Straße, die erst vor ein paar Jahren gebaut worden war, wie die Mutter ihm erzählt hatte. Deshalb war auch in den Wohnungen alles so nett eingerichtet. Sogar einen Gaskocher hatte sich die Mutter für ihre Küche angeschafft. Wie bequem mußte das erst im Winter sein, wenn sie des Morgens rasch Kaffee oder Milch heiß machen wollte!

Da kam die Mutter und zündete auch in der Stube die Gaslampe an. „Na, Berni, du hast jetzt wohl Langeweile?“ — „Gar nicht,“ antwortete er, „ich hab ein bißchen auf die Straße geguckt; es ist alles so sonderbar draußen.“ — „Du wirst dich bald daran gewöhnt haben,“ meinte die Mutter, „jetzt müssen wir wohl zu Abend essen.“

Sie ging in die Küche, und bald kam sie mit einem Teller, worauf sie das Abendessen trug, wieder herein.

„Hast du heute schon was verkauft?“ fragte Berni. „D ja,“ erwiderte sie, „aber ein paarmal wurden Sachen nachgefragt, die ich gar nicht im Laden habe, und andere Sachen, die ich reichlich auf Lager habe, gefielen den Frauen wieder nicht recht.“

Berni sah seine Mutter fragend an. „Ja, Kind,“ sprach sie, „ich muß nun erst wieder den Geschmack der neuen Kunden kennenlernen. Manches, was ich in unserem alten Laden jeden Tag verkaufte, werde ich hier nicht recht los, und umgekehrt. Nicht jedes Muster gefällt überall. — Doch das werde ich mit der Zeit schon lernen, und dann — hoffe ich — geht unser Geschäft hier wohl ebenso gut wie in der alten Wohnung.“

„Und wenn die Leute erst wissen, was du für hübsche Kleider machen kannst, Mutter!“ rief Berni.

Die Mutter lächelte und ihre Augen glänzten, als sie Berni freundlich zunickte.

Die Uhr schlug 8. „Nun kommt wohl niemand mehr, um was zu kaufen. Du könntest eben den Laden abschließen.“ Berni sprang gleich auf. „Soll ich auch das Gas ausdrehen?“ — „Nein, mein Kind, das laß nur, ich mache es selbst, weil ich doch noch im Laden aufräumen muß.“

Berni half schnell noch in der Küche das Geschirr abtrocknen und wegstellen, dann wurde es für ihn auch schon Zeit zu Bett zu gehen. Er freute sich darauf, so gemütlich war die Kammer mit den neuen Gardinen und den dichten Vorhängen. Sein Bett stand so heimelig in der Ecke, und der große dunkle Kleiderschrank stand so breit daneben, als wollte er Berni während des Schlafes ganz verdecken und beschützen. Die Mutter ließ die Stubentür offen, damit er sehen konnte. Rasch zog er sich aus und kroch in die Federn. „Nun schlaf auch gut, mein Kind!“ sprach die Mutter und schloß die Kammertür.

Berni aber lag noch eine ganze Zeit wach. Wenn er die Augen schloß, merkte er nichts davon, daß er in einer anderen Kammer schlief als sonst, nur wenn er sie öffnete, fiel das Licht der nächsten Straßenlaterne durch die Vorhänge in das Zimmer und zeigte ihm, daß die Möbel jetzt anders standen als früher, daß die Tapete anders gemustert war. Er vernahm jeden Schritt draußen auf der Straße.

Lange lag er und lauschte und blickte in der halbdunklen Kammer umher. Dann fielen ihm endlich die Augen zu.

## 2. Kapitel

Da war ja die Ludwigstraße! — Berni konnte schon sehen, wo sie abging. Ach, das war doch gar nicht so weit, wie er

geglaubt hatte. Ob er wohl Herrn Meier, den er besuchen wollte, zu Hause traf? Und ob der sich wohl über den Besuch freuen würde?

Berni bog um die Ecke und konnte nun schon von weitem das Haus sehen, in welchem er früher gewohnt hatte. Es sah noch alles so aus wie sonst. Gegenüber war noch der Schlachterladen, und die Bäume in der Straße standen auch noch, und die Häuser sahen noch ebenso aus wie damals.

„Herein!“ rief Herr Meier, als Berni klopfte, und lachend trat Berni in die Stube. „Sieh mal an, da bekomme ich wohl Besuch, was?“ Herr Meier legte einen kranken Stiefel, den er gerade wieder gesund machen wollte, aus der Hand. Berni sagte: „Guten Tag, Onkel, ja, ich wollte dich mal besuchen, und es ist nur gut, daß ich dich zu Hause treffe.“

„Warum sollte ich nicht zu Hause sein, mein Junge? — Höchstens daß ich mal in die Stadt muß, um Leder zu kaufen, sonst bin ich den ganzen Tag hier.“

Berni setzte sich dicht zu Herrn Meier und sah ihm zu, wie er die kleinen vierkantigen Holzwecken mit dem Hammer durch die neue Sohle trieb. Unverdroffen arbeitete Herr Meier weiter, nur dann und wann warf er mal einen klugen und forschenden Blick auf Berni. „Siehst famos aus, mein Junge, siehst wirklich famos aus! — Das hat dir wohl gut getan, da draußen an der See? — Hast dir wohl tüchtig den Wind um die Nase wehen lassen?“

Berni freute sich, daß Herr Meier noch gerade so ausah wie damals, als er ihn zuletzt gesehen. Und dann fing Berni an von Wangerroog zu erzählen, von dem Meere und von Sandreuthers.

Herr Meier hörte aufmerksam zu und warf nur hin und wieder ein kurzes „So so!“ oder „hm, hm!“ dazwischen.

„Na, da hast du ja viel erlebt, mein Junge,“ meinte er dann, als Berni fertig war mit seiner Erzählung. „Da hast du es gut gehabt, unsereins lebt hier ja wie eine Stubentür. Man hört und sieht nichts, und ein Tag geht hin wie der andere.“

„Wohnen noch all die Leute hier im Hause wie damals, Herr Kaiser und Tante Betty und die andern?“ fragte Berni.

„Tante Betty ist vor 14 Tagen ausgezogen, und ich kann

dir nicht einmal sagen, wohin sie gezogen ist. Herr Kaiser — ja, mein Junge, das ist eine böse Geschichte mit dem. Er wohnt auch nicht mehr hier im Hause. Morgen früh haben wir das Haus voller Leute, die alle seine hübschen Sachen kaufen möchten, morgen ist hier große Auktion, und alles, was Herr Kaiser hatte, wird morgen verauktioniert. Nicht ein Stück Papier darf mehr in der Wohnung zurückbleiben.“

„Aber Onkel, wie kommt denn das!?“

„Schlimme Geschichte! Schlimme Geschichte, mein Junge! — Weißt du wohl, daß Herr Kaiser einen Sohn hat?“

„Natürlich weiß ich das, der Sohn ist Leutnant, ich hab ihn mal auf einem kleinen Bilde gesehen, Herr Kaiser hat es mir gezeigt.“

„Ja, prosit Mahlzeit!“ rief da Herr Meier ärgerlich. „Hat sich was mit Leutnant! — Ist längst kein Leutnant mehr, der dumme Bengel. Ausgerissen ist er nach Amerika und hat seinem alten Vater nichts als Verdruß und Kummer bereitet. Schulden hat der Schlingel wie Haare auf dem Kopfe gemacht, und sein Vater mußte sie für ihn bezahlen. Aber so viel Geld hat der alte Herr Kaiser gar nicht. Es sind zu viel Leute, die von seinem Sohn was zu kriegen haben. Der alte Herr Kaiser, das ist ein ehrenwerter Mann, das muß man sagen. Der gibt nun sogar sein Leztes hin, damit sein leichtsinniger Sohn nicht als Betrüger bei den Leuten gilt. Sogar alle die Möbel läßt er morgen verkaufen und die vielen Bücher, die er hat, um damit die Schulden zu bezahlen, die sein Schlingel gemacht hat.“

„Als ich mal oben bei ihm war,“ erzählte Berni, „da war sein Sohn gerade Leutnant geworden, da war Herr Kaiser so vergnügt, er hat mir noch einen Kreisel geschenkt. Ich weiß es noch ganz genau.“

„Kann wohl sein, mein Junge, kann wohl sein. — Aber jetzt hat er nichts mehr, rein nichts mehr! — Ich weiß wirklich nicht, wovon der Mann nun auf seine alten Tage leben will.“

„Wo ist Herr Kaiser denn jetzt?“

„Weiß ich auch nicht! Er soll noch weitläufige Verwandte haben, irgendwo da draußen auf dem Lande, und zu denen soll er gereist sein. — Muß ja auch seine Pflege haben, solch alter Mann! — Ja, wenn er noch rüstig wäre, wie ich, und

gut arbeiten könnte! Aber das kann er ja auch nicht. Hat ja nichts gelernt als in seinen Büchern lesen und sein Geld verzehren. — — Aber so geht's in der Welt, Berni! — Heute noch auf stolzen Rossen, morgen durch die Brust geschossen. — Da mag wohl mancher über die Straße stolzieren, fein angezogen und mit Gold behangen, daß die Leute wunder glauben, wie gut es ihm geht; und doch sitzt ihm vielleicht schon das Unglück auf den Hacken und wirft ihn morgen in den Dreck."

Das verstand Berni nun nicht recht. Er schaute Herrn Meier fragend an, wie der das wohl gemeint haben könnte. Herr Meier sah seinen fragenden Blick und sagte: „Siehst du, Berni, so geht's im Leben. Jeder Mensch hat seine Sorgen, aber auch ein jeder. Und wenn du über die Straße gehst und siehst einen reichen Mann daherkommen, mit einer dicken goldenen Uhrkette auf dem Magen und auch sonst fein angezogen, dann denkst du wohl: Muß der aber viel Geld haben! Wärestest auch wohl so reich sein wie er und so glücklich! — Das kannst du nie wissen, mein Junge, ob der Mann wirklich glücklich ist. Wer weiß, vielleicht tausche ich nicht mal mit ihm, wenn ich mit all seinem Gelde auch alle seine Sorgen und seinen Kummer aufhocken soll. Nee, mein Junge, da sitz ich hier auf meinem harten Schusterbock vielleicht viel besser als solch ein reicher Mann auf seinem Sofa. Weißt du, wenn ich abends ins Bett krieche, dann dank ich regelmäßig dem lieben Gott, daß er mir nicht so viele Sorgen aufgeladen hat. Mein Gewissen beißt mich nicht, und ich wache des Morgens wieder frisch und munter auf, wenn ich mir auch keinen Gänsebraten und keinen Wein leisten kann. Man soll keinen Menschen beneiden, und wenn er auch bis an den Hals im Glücke zu schwimmen scheint. Man soll keinen beneiden! Nee, es ist längst nicht alles Gold, was da glänzt."

Nun verstand Berni ihn wohl. Er blickte nachdenklich vor sich hin, und alles kam ihm ganz richtig vor, was Herr Meier eben gesagt hatte.

Der aber stand auf und holte den Kaffee aus dem Ofen. Und dann mußte sich Berni mit ihm zum Vespere hinsetzen.

Wie schmeckte das herrlich! Herr Meier hatte noch dieselben Tassen wie früher. Wie oft hatte Berni wohl schon aus dem

bunten Topfe getrunken, den Herr Meier nun wieder für ihn mit Kaffee gefüllt hatte! Berni wurde es ganz merkwürdig zumute. Es kam ihm vor, als habe er nur geträumt, daß er mit seiner Mutter anderwärts wohne, und daß sie zusammen auf Wangerooß gewesen waren, und daß er nun schon zur Schule ging und all das andere. Es war ihm, als sei alles nur ein Traum gewesen und er wohne noch oben bei Meiers, und jeden Augenblick könne die Thür aufgehen und Frau Meier, die ja längst tot war, hereintreten. Dann würde sie ihm freundlich zunicken und sich sicher freuen, daß es ihm so gut schmeckte.

Aber die Thür öffnete sich nicht, und er blieb mit Onkel Meier allein. — — —

Als Berni sich satt gegessen und getrunken hatte, machte er sich wieder auf den Heimweg. Er mußte versprechen, bald einmal wiederzukommen. Das aber versprach er gern, denn es war ihm eine rechte Freude gewesen, das alte Haus und und die alte Straße wiederzusehen.

Unterwegs dachte er immer wieder an Herrn Kaiser und seinen Sohn. Berni konnte es nicht begreifen, daß der hübsche stattliche Leutnant so schlecht an seinem Vater hatte handeln können. So was täte ich doch nicht! fuhr es ihm durch den Kopf. Ob der junge Herr Kaiser nun wohl wußte, daß sein Vater nichts mehr hatte, kein Geld, und nicht mal die schönen Stuben und Kammern mehr? Ob nun wohl der alte Herr betteln und hungern mußte?

Als Berni wieder im Hause war, erzählte er gleich alles, was er gehört hatte, seiner Mutter. Die schüttelte traurig den Kopf, auch ihr tat es leid, daß der alte Mann nun durch die Schuld seines einzigen Sohnes so ins Unglück geraten war.

„Ja, liebes Kind,“ sprach die Mutter ernst, „es gibt viel mehr Elend in der Welt, als wir meinen. Denk dir, vorhin war eine Frau aus der Nachbarschaft bei mir im Laden. Sie wollte Halbleinen für Hemden kaufen. Gleich nun, wie ich sie sah, kam sie mir so bekannt vor. Auf einmal wußte ich, wer sie war. O Berta, rief ich, bist du das wirklich? — Sie guckte mich verwundert an, dann erkannte sie mich auch wieder. Denk dir, wir sind zusammen in die Schule gegangen. Sie stammt nämlich aus Watingsmoor, das liegt dicht bei Heiddorf,

wo Onkel Johann wohnt. Sie freute sich so, als sie mich wieder sah, und ich mußte ihr erzählen, wie es mir ergangen ist. Und von Vater hab ich ihr auch erzählt, und daß er nun schon so lange tot ist."

"Wie heißt sie denn?" fragte Berni.

"Frau Kengsdorf. — Sie hat zwei Kinder. Der älteste Junge muß ungefähr in deinem Alter sein, und das kleine Mädchen hinkt ein bißchen mit dem einen Fuße, es hat früher mal die englische Krankheit gehabt."

"Die kenne ich wohl," rief Berni, "weißt du, Mutter, die beiden Kinder mag ich gar nicht leiden, sie haben immer so schlechtes Zeug an, und sie wollen nie mitspielen, wenn wir auf der Straße sind."

"So?" entgegnete die Mutter, "das kann ich mir wohl denken, es sieht auch traurig genug im Hause aus. Der Mann kümmernt sich gar nicht um seine Kinder und gibt seiner Frau kein Geld mehr ab. Seinen ganzen Verdienst bringt er Sonntags abends und Sonntags in die Wirtschaft. Da muß nun die Frau, um für sich und ihre Kleinen Brot kaufen zu können, jeden Morgen zu anderen Leuten gehen zum Waschen und Reinmachen, weißt du, wie ich es früher auch getan habe. Und ihre armen Kinder sind dann den ganzen Tag allein. Frau Kengsdorf hat mir all ihr Leid geklagt. Und das hat mir an Frau Kengsdorf wohl gefallen, daß sie so mutig ist und so unermüdet für die Kleinen sorgt. Du kannst glauben, sie tut, was sie nur kann, um die Kinder satt zu machen und sie so gut anzuziehen, als nur möglich ist."

Sie sah Berni ernst an, und er blickte verlegen zur Erde nieder.

"Kinder, die es so schlimm zu Hause haben, die magst du nicht leiden und schiltst darüber, wenn sie Sonntags ihr altes Zeug wieder anziehen müssen? — Warum die Armen kein besseres Zeug haben, darüber hast du wohl noch niemals nachgedacht? — Ach Junge, sei froh, daß du solche Not noch nicht kennengelernt hast."

Da wurde Berni ganz rot im Gesicht, und es tat ihm sehr leid, daß er so wenig freundlich über Kengsdorfs Kinder geredet hatte. Sicher waren die beiden nur deshalb so scheu und mochten nicht gern mit den anderen spielen, weil sie fürchteten, wegen ihrer Kleidung ausgelacht zu werden.

Berni saß ganz still und überlegte. — "Nächstes Mal will ich gerade mit ihnen spielen!" rief er, "und ich will ihnen zeigen, daß das nichts schadet, wenn man am Sonntag auch sein altes Zeug wieder tragen muß. — Mutter, ich dachte schon, die Kinder hätten eine so schlurige Mutter. Und nun ist ihre Mutter gerade gar nicht schlurig. Wie komisch ist das!"

"Mußt niemals nach dem Schein urteilen, liebes Kind!" sprach die Mutter ernst zu ihm. "Es ist im Leben nicht alles Gold, was da glänzt; aber es ist auch nicht alles immer so schlecht, wie es aussieht."

Lange saß Berni noch und dachte über das, was er heute alles gehört hatte, nach. Es war ihm vieles so neu. Daß es so schlechte Menschen gab, wie Herrn Kaisers Sohn und Kengsdorfs Vater, das hatte er doch noch nicht gewußt. Und er konnte es nun nicht wieder so leicht vergessen.

Ach, daß sein Vater nicht mehr lebte! Heute mußte Berni mit Sehnsucht an ihn denken. Was war sein Vater für ein guter Mann gewesen! Oft hatte die Mutter ihm erzählt, wie gut er gewesen und wie fleißig er für seine Frau und Berni gesorgt hatte, als der noch ganz klein war.

Berni stand still auf und ging in die Kammer, wo über dem Bette seiner Mutter eine Photographie des Verstorbenen hing. Berni kletterte vorsichtig auf das Bett und blickte lange das Bild des Vaters an. Und dann gab er ihm einen Kuß.

"Kling—klang—klung!" — Berni kam aus der Schule nach Hause. Lachend ging er auf seine Mutter zu und sagte: "Freu' dich nur, daß du bei dem Wetter nicht hinausbrauchst. Du glaubst gar nicht, wie es draußen stürmt. Und der kalte Regen klatscht einem immer nur so ins Gesicht, daß man kaum sehen kann."

"Aber rote Backen hast du von dem Wetter doch bekommen," sprach die Mutter, "nun geh aber gleich in die Stube und häng' deinen nassen Mantel in der Küche über den Stuhl, daß er morgen früh gut wieder abgetrocknet ist."

Sie hatte ihm schon ein Vesperbrot hingelegt, und Berni ließ es sich schmecken.

Dann ging's wieder an die Schularbeiten. Als es dunkelte, war er fertig. Er schaute in den Regen hinaus, der klatschte an die Scheiben und wusch und spülte sie rein von oben bis

unten. Und der Wind fuhr unaufhörlich durch die menschenleere Straße. Kein Kind mochte in solchem Wetter draußen sein.

Und wie kalt war es schon dabei! Berni lief ein leichter Schauer über den Rücken, wenn er an den Schulweg dachte. Hier im Zimmer ging's ja. Es steckte wohl noch ein wenig von dem Sonnenschein des Sommers in den Wänden.

Die schöne Sommerzeit war nun ganz dahin. Es war so recht ein Wetter, das die Blätter von den Bäumen jagte. Sie lagen auch zu Tausenden braun und gelb auf dem Boden und waren ganz durchweicht, daß man leicht darauf ausrutschen konnte.

Die Wetterfahne auf dem Hause gegenüber drehte sich, als hätte sie Angst und wolle gern von ihrer Stange herunter.

„Nun guck' nur, Mutter, wie es wieder gießt und stürmt!“

„Ja, Kind, wir haben auch schon Mitte Oktober, da kann man nichts Besseres erwarten.“ Sie schaute auch mit durch die Scheiben nach einer Frau, die kaum mehr unter ihrem Schirm zu sehen war und die ängstlich die trockensten Stellen auf dem regenblanken Pflaster suchte. Da faßte der Wind von hinten ihren großen Schirm, schüttelte ihn ein paarmal heftig hin und her, und als die Frau ihn über die Schulter legte, weil sie meinte, der Wind käme von hinten, da fuhr er wieder von vorn unter den Schirm. Im Nu war er umgeklappt, und Berni sah, daß zwei Stangen darin zerbrochen waren. Mit Müß' und Not rettete sich die Frau hinter eine Haustür und brachte dort ihren zerbrochenen Schirm wieder ein wenig in Ordnung.

„Das wird wohl einen frühen Winter geben, die Bäume stehen ja jetzt schon alle halb entlaubt,“ meinte die Mutter.

„Auf dem Ball liegt die ganze Erde voll von toten Blättern, man kann leicht hinfallen, so glatt und glitschig ist der Boden, Mutter.“

Da klang die Ladenglocke. Die Mutter ging hinaus, um zu bedienen, und Berni blieb allein. Er dachte wieder an Wangeroog zurück. Der ganze Sommer dort war ihm jetzt wie ein Traum. Berni konnte sich gar nicht denken, daß er einmal wirklich das Meer und den Strand gesehen und die Wogen donnern gehört habe. Mit einemmal packte ihn das Heimweh

nach der schönen Zeit. Wenn ich doch nur ein einziges Mal wieder dort sein könnte! Ob es jetzt auf Wangeroog auch wohl so regnet und stürmt? Ob an Sandreuthers Fenster jetzt auch wohl die Tropfen an die Scheiben klatschen und in langen Streifen daran herunterfließen? Vielleicht scheint auf Wangeroog jetzt die Sonne und bunte Abendwolken steigen aus dem Meere auf, und die Möwen kreischen, und die See rauscht, und Schiffe fahren in der Ferne dahin.

Er seufzte tief auf. Nur eine Stunde lang möchte ich gern wieder am Strande sein und Muscheln suchen und eine Burg bauen. Ob unsere Burg wohl noch zu sehen ist? Und ob die Wellen wohl wieder Seesterne und Quallen auf den Strand geworfen haben?

Da kam ihm ein Gedanke. — Schnell eilte er zum Boden hinauf. Dort hatten sie eine kleine Kammer, die mit zur Wohnung gehörte. Er schloß die Tür auf und blickte sich suchend in dem Raume um. Durch das schräge, kleine Dachfenster drang nur noch so wenig Licht, daß Berni eben die Sachen erkennen konnte, die da oben herumstanden. Ein großer Reiseforb war da, und dicht neben ihm stand ein alter Stuhl, von welchem die Lehne abgebrochen war. Eine Fußbank mit nur drei Füßen, ein paar Kisten und Kasten und andere Dinge, die nicht mehr gebraucht wurden, hatte die Mutter hier hinstellen lassen.

Ein wenig unheimlich war's. Berni kam es vor, als ob alle die alten Sachen ihn erstaunt fragten: Was willst du denn hier bei uns? — Störe uns doch nicht in unserer Ruhe! — Berni begann laut ein Lied zu pfeifen, um nicht ängstlich zu werden, und fand nach kurzem Suchen in der hintersten Ecke des Bodens einen großen Zigarrenkasten. Richtig, der war's! — Berni blies den Staub von dem Deckel und nahm den Kasten mit nach unten.

Heute freute er sich, daß er ihn damals mitgenommen hatte von der Sommerreise. Er war voll von lauter Andenken an die Insel, und jedes Stück, das darin lag, erzählte ihm von einem schönen Tage des letzten Sommers, den er erlebt hatte.

Als Berni wieder unten in der Stube war, hatte die Mutter schon das Gas angezündet; Berni setzte sich an den Tisch und packte alles aus, was er in dem Zigarrenkasten fand.



Ganze Hände voll bunter Muscheln holte er heraus, ein paar getrocknete Seesterne, einen grüngrauen Seeigel, der über und über mit Stacheln besetzt war, aber auch ein paar Schulhefte lagen darin, auf deren Blättern getrocknete Algen und Seetang zu sehen war. Die hatte Verni genau so zurechtgemacht, wie er es dort von dem Naturforscher gelernt hatte. Ein Stück Koralle hatte ihm Herr Sandreuther geschenkt und ein ausblasenes Möwenei auch.

Verni baute alle die Sachen vor sich auf dem Tische auf und spielte mit ihnen. „Weißt du noch, Mutter, wo ich diese schöne Muschel gefunden habe? — Am Westturm, als wir die großen Krabben fingen! — Und den Seeigel habe ich auch dabei. Franz und Erna mochten ihn zuerst gar nicht anfassen, aber ich mochte es wohl. Er tut einem ja nichts, wenn er auch noch lebendig ist. — Und dieses breite große Blatt, das war ganz hellgrün und gar nicht so kraus wie jetzt, als ich es fand, das fand ich dicht bei unserer Burg, als es einmal ganz tiefe Ebbe war.“

So wußte Verni von jedem Stück, das in dem Kasten war, noch ganz genau, wo er es gefunden hatte, und auch die Mutter erinnerte sich dabei an manches.

„Kind,“ sprach sie auf einmal, „ich hab’ ja ganz vergessen, dir den Brief zu zeigen, den uns Stengeles heute geschrieben haben!“

„Oh, und das hast du mir nicht gleich gesagt? — Wo ist er denn, und was schreiben sie?“

„Er liegt auf der Kommode in meinem Nähkasten. Nimm ihn dir nur und lies ihn.“

„Endlich haben sie doch mal geschrieben!“ jubelte Verni, „und solch langen Brief dazu.“

Frau Stengele schrieb:

Meine liebe Frau Becker!

Nun wird’s wirklich Zeit, daß wir mal ein Lebenszeichen von uns geben, Sie glauben sonst gewiß, wir seien in Oldenburg längst alle gestorben und verdorben. Sie sind nun sicher auch schon seit Wochen wieder in dem anmutigen Bremen und denken zuweilen noch an die schönen Tage auf Wangeroog zurück? Wir tun es auch sehr häufig, und besonders die Kinder, die hier Ihren Verni so sehr vermissen. Es war doch eine köst-

liche Zeit, wenn es auch für uns Erwachsene manchmal ein wenig langweilig wurde. Gesundheitlich geht’s uns leidlich, nur leidlich. Erna ist der Aufenthalt an der See doch nicht so gut bekommen, wie mein Mann und ich erwarteten. Vielleicht wäre Verglufst für das Kind besser gewesen. So Gott will, werden wir im nächsten Sommer mit den Kindern nach dem Harz oder nach Thüringen gehen. Sie werden gewiß wieder mit Verni nach Wangeroog wollen und uns dann sicher vermissen. Oder hätten Sie nicht auch Lust, mit Ihrem Verni und uns eine billige Pension im Harz aufzusuchen? Aber ob Sie dort Geschäfte machen könnten, weiß ich wirklich nicht.

Mein Mann hat jetzt eine neue Stellung erhalten, er verdient jetzt monatlich hundert Mark mehr. Das kommt natürlich der ganzen Familie gut zustatten, und ich freue mich riesig, daß ich nun nicht mehr jeden Groschen erst zweimal umdrehen muß, ehe ich ihn ausbebe. Franz hat sich famos erholt, und ich finde, auch in seinem Wesen ist er viel gesunder und freundlicher geworden. Sicher hat ihm der Umgang mit Ihrem Verni viel Gutes getan, ich bin herzlich froh darüber, Sie und Ihren Jungen auf Wangeroog kennengelernt zu haben.

Bitte, schreiben Sie mir doch recht bald einmal, wie es Ihnen und Verni geht, und seien Sie beide recht herzlich von uns allen gegrüßt.

Ihre Marta Stengele.

Bei dem Briefe aber lag noch ein anderer von Franz, und der machte Verni die meiste Freude. Franz schrieb:

Lieber Freund!

Es war doch fein auf Wangeroog, aber hier ist es auch fein. Ich spiele jeden Tag auf der Straße mit anderen Jungens, und da spielen wir immer Seefahrt, weißt du, wie wir in Sandreuthers Veranda auch oft gespielt haben. Es ist jetzt bloß immer so schlechtes Wetter. Hast Du noch alle die Seesterne und Muscheln? Ich habe meine alle verschenkt. Zu Weihnachten wünsche ich mir ein Schiff, das will ich jeden Tag auf der Hunte schwimmen lassen, aber es soll ein ganz großes sein, mit vielen Segeln, das schnell fährt. Was wünschst Du dir denn zu Weihnachten? Schreib mal wieder, mußt aber auch tun! Es grüßt

Dein Freund Franz Stengele.

Und unter dem Brief stand: „Lieber Berni, ich schick' Dir einen Gruß. Gehst Du nächsten Sommer wieder nach Wangeroog?  
Deine Freundin Erna.

Als Berni beide Briefe gelesen hatte, saß er lange in Gedanken und sagte kein Wort.

„Was hast du, Junge?“ fragte ihn die Mutter.

„Ich wollte, Franz und Erna wären hier! — Warum kann man das auch nicht, was man so gern möchte? Weißt du, Mutter, so müßte es eigentlich in der Welt sein: was man gern möchte, das müßte auch gleich da sein!“

Die Mutter, die am Tische saß und nähte, seufzte tief auf. „So ist es nun einmal nicht auf der Erde,“ antwortete sie, „aber sicher ist es im Himmel so, wie du es dir wünschst; und es ist auch wieder gut so, daß wir Menschen hier nicht alles haben, was wir gern möchten.“

Das konnte nun Berni nicht einsehen.

Auf einmal sprang er auf, kramte seine Sachen wieder fort und nahm aus der Kommode einen Zeichenbogen und den Tuschkasten. Er fing an zu malen. Er malte die ganze Insel Wangeroog mit all ihren Dünen und das Meer und den Leuchtturm, die Fischerhäuser und überhaupt alles, was er noch von der Insel wußte.

Über die Arbeit aber vergaß er ganz sein Heimweh. —

Als er dann abends im Bette lag, glaubte er in der Ferne das Meer rauschen zu hören. Der Regen klatschte an die Scheiben und der Wind heulte ums Haus, und es war ihm, als sei er wieder auf der Insel. Er hüllte sich warm in seine Decke und träumte in der Nacht vom warmem Sonnenschein und von einer ganz, ganz großen Burg, die er mit Franz und Erna gebaut hatte und die keine Welle zerbrechen konnte.

#### 4. Kapitel

Nun wohnte Berni schon vierzehn Tage in der Brandstraße und wußte bereits ganz gut in dem neuen Viertel Bescheid. Auch viele Leute aus der Nachbarschaft kannte er. Berni hatte auch einen neuen Freund gefunden, mit dem er oft spielte, der hieß Alex Wilke. Alex war ein lustiger Junge! Er lachte immer schon von weitem, wenn er Berni nur sah. Beide

waren von gleichem Alter, aber Alex ging in die Realschule, so daß sie sich nur nachmittags beim Spiel sahen.

Heute nun sah Berni, als er gerade vor der Tür stand, seinen Freund mit einem Arm voll frisch geschnittenen Grases daherkommen. „Alex, sollen das deine Kaninchen haben?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete Alex, „ich habe fünf Junge, die sind erst einen Tag alt. Willst du sie mal sehen?“

Berni eilte gleich über die Straße und ging mit Alex nach dessen Hause. Er wohnte Beckers schräg gegenüber. Auf dem Hofe standen zwei große Kisten, die waren vorn offen und nur mit Drahtgitter bespannt. Den Deckel jeder Kiste, der mit schwarzer Dachpappe überzogen war, konnte man abheben. Alex verteilte das mitgebrachte Gras in die beiden Ställe, und Berni sah zu, wie die Kaninchen schmausten. In der einen Ecke der zweiten Kiste lagen auf weichem Heu fünf junge Kaninchen, die sahen aus wie kleine graue Mäuse. „Sind sie tot?“ fragte Berni verwundert. Alex schüttelte den Kopf und nahm eines der Tierchen in die Hand, um es Berni zu zeigen. Da merkte der, daß es ganz warm war und leise zitterte. „Es darf nicht kalt werden,“ sagte Alex und legte es vorsichtig wieder auf das Heu. Da kam auch schon die Mutter der Jungen, ein großes, graues Tier, und legte sich dicht an die Jungen, um sie zu wärmen. Ach, wie hübsch das aussah! Berni streichelte die Mutter und warf ihr eine Handvoll Gras dicht vor die Nase, daß sie im Liegen fressen konnte.

Dann schloß Alex seine Kisten wieder mit den Vorhängeschlössern zu, damit ihm kein Tier gestohlen werden konnte.

„Weißt du, einmal hatte ich drei weiße Hasen mit roten Augen, die waren wunderhübsch, und ich hatte mich so gefreut, als ich sie bekam. Aber damals hatte ich noch kein Schloß an meinem Kaninchenstall, und da ist ein großer Hund auf unseren Hof gelaufen, der hat mit seiner Schnauze den Deckel hochgehoben und mir alle drei Hasen totgebissen. — Seitdem schließe ich meinen Stall immer gut ab.“

Berni kniete noch vor der einen Kiste und sah den fressenden Kaninchen zu. Wie schade, daß er gar keinen Platz für Tiere zu Hause hatte, sonst möchte er auch gern ein paar Kaninchen halten. Ob die Mutter es ihm wohl erlauben würde? Er wollte sie doch mal fragen, vielleicht wußte sie Rat. —

Wie Berni sich wieder erhoben hatte und sich umschaute, sah er an einem Fenster zu ebener Erde einen alten weißbärtigen Mann stehen. Der schaute auf den kleinen Hof hinaus, starr blickte er auf die schwarze Planke, die ihn abschloß, er hatte kein Auge für die beiden Kinder.

„Du, Alex, wer ist das, der da am Fenster steht?“

„Ach, das ist der alte Harnsen, der wohnt bei uns. Der ist verrückt.“

„Verrückt?“ fragte Berni erstaunt und sah dem alten Mann prüfend ins Gesicht. Berni sah auch, daß der alte Harnsen die Lippen bewegte, als wenn er mit jemandem spräche. „Wer ist denn bei ihm?“

„Kein Mensch,“ erwiderte Alex, „er spricht immer mit sich selbst und erzählt sich lange Geschichten.“

„Woher weißt du denn, daß er verrückt ist?“

„Das wissen ja alle Leute in der StraÙe. Er wohnt hier schon ganz lange und soll eigentlich ins Krankenhaus, aber er will nicht. Er sagt immer, er muß warten, bis seine Frau wiederkommt. Und wenn er dann im Krankenhause ist, meint er, dann findet ihn seine Frau nicht. — Und das ist ja gerade seine Verrücktheit, denn seine Frau ist lange tot. — Willst du mal was Verrücktes sehen?“

Berni nickte scheu mit dem Kopfe. Da zog Alex seinen Freund in das Haus. Ein paar Minuten blieben sie in dem dämmerigen Hausflur stehen, dann schlich Alex wieder hinaus und versteckte sich hinter einer großen Regentonne, die in der Ecke stand, und winkte Berni zu sich. Der schlich sich auch leise heran. Und nun lugten sie hinter der Tonne hervor nach dem Fenster des alten Harnsen.

Der war wieder in die Stube zurückgetreten und hantierte darin herum. Dann sahen die beiden, daß der Alte den Tisch für das Abendessen deckte. „Pass' mal auf,“ rief Alex belustigt, „jetzt fängt er gleich an! — Es ist zum Totlachen mit dem verrückten Kerl!“

Berni klopfte das Herz vor Erwartung, und er blickte gespannt durch das niedrige Fenster in die Stube. Ein ganz reines Tischklaken hatte der alte Harnsen aufgelegt, dann kramte er zwei Tassen und zwei vollständige Bedecke hervor und stellte zwei Stühle an den Tisch. Nun schnitt er Brot und Wurst

ab und verteilte beides auf die Teller. Zuletzt goß er in beide Tassen Tee ein. Dann rief er ganz laut: „Martha!“ und stund dann und lauschte. Nach kurzer Zeit öffnete Harnsen die Tür und rief: „Martha, komm jetzt, der Tee wird sonst kalt!“

Alex, der das wohl schon öfters gehört hatte, lachte leise vor sich hin, Berni aber war das alles so neu und wunderbar, daß er Alex ärgerlich anstieß und sagte: „Laß doch dein dummes Lachen, sonst merkt er ja, daß wir hier sind!“

„Ach was,“ entgegnete Alex, „der merkt uns schon nicht, der ist ja verrückt!“

Berni sah nun, wie der alte Mann mit zitternden Händen sein Brot aß und den Tee trank und dann mit traurigen Augen auf den leeren Stuhl an seiner Seite blickte.

Auf einmal schaute er nach der Tür, stand auf, lachte und schlug wie in größter Überraschung die Hände zusammen. Die beiden konnten nicht verstehen, was er sagte, aber er murmelte in einem zu, sein Gesicht war ganz verändert und seine Augen glänzten freudig. Und dann war es, als spräche er mit dem leeren Stuhl, er schenkte in die noch volle Tasse noch mehr Tee, so daß die Tasse überlief und ein großer Flecken auf das reine Tischtuch kam.

„Oh, warum ist er denn so komisch?“ fragte Berni Alex leise.

„Das weiß ich nicht, er ist eben so verrückt, und der Doktor sagt: Er ist unheilbar. — Pass' auf, gleich weint er!“

Und richtig. Der alte Mann, der fertig gegessen hatte, stand auf und blickte traurig auf die volle Tasse und auf das Butterbrot auf dem zweiten Teller. Er wandte sich von dem Tisch ab und setzte sich auf den Rand der Bettstelle, die in der Stubenecke stand. Mit beiden Händen verdeckte er sein Gesicht.

Da konnte es Berni nicht mehr aushalten. Er sprang, ohne ein Wort zu sagen, auf und eilte über die StraÙe nach Hause. Was er auf dem Hofe gesehen, das hatte ihn so traurig gemacht, daß er Alex sein Lachen nicht ertragen konnte. Er mochte seinen Freund gar nicht mehr leiden, weil er ihn so herzlos über den alten Harnsen hatte lachen sehen.

Daheim aber atmete er ordentlich auf, als er seine gute Mutter so friedlich an ihrer Nähmaschine sitzen sah. Sie blickte ihm freundlich ins Auge und streichelte seinen Kopf, als er sich einen Stuhl genommen und sich ganz dicht neben sie gesetzt hatte.

Eine Zeitlang saß er still und sprach kein Wort. Das Herz war ihm noch zu voll, und es tat ihm richtig weh von dem Kummer, den er gesehen hatte.

Ein paarmal blickte die Mutter auf und schaute ihren Verni an. Dann fragte sie, als ihr sein sonderbares Wesen auffiel: „Was ist dir denn, mein Kind?“

Nun erzählte ihr Verni alles, was er über den alten Harnsen gehört und was er eben im Hofe gesehen hatte. Frau Becker hörte schweigend zu. Ein paarmal schüttelte sie den Kopf, aber sie unterbrach Vernis Erzählung nicht.

Als er aber zu Ende war, rief er: „Mutter, ist das nicht schrecklich! Der arme alte Mann! — Und Alex kann noch darüber lachen!“

„Das ist auch wirklich nicht zum Lachen,“ erwiderte die Mutter, „Alex ist ein dummer Junge, daß er den alten Mann ver-lachen mag!“

„Aber warum ist denn Harnsen so, Mutter? — Was ist das überhaupt: verrückt sein?“

„Ich weiß nicht viel von ihm, aber was ich über ihn gehört habe, will ich dir gern erzählen, weil du nicht so töricht gewesen bist und hast auch über den unglücklichen alten Mann gelacht. — Harnsen, haben mir die Leute erzählt, hat eine gute, nette Frau und drei Kinder gehabt. Der älteste Junge ist nach Amerika gegangen, es soll ihm da ganz gut gehen. Ein paar Jahre später sind dann seine beiden Töchter auch hinübergefahren zu ihrem Bruder. Sie sind jetzt beide in Amerika verheiratet. Alle drei Kinder haben ihren Eltern schon in der Schule viele Freude gemacht und haben immer gute Zeugnisse mit nach Hause gebracht. Aber ein paar Monate, nachdem die Kinder fortgereist waren, hat seine Frau mit Nachbarnslenten eine Segelfahrt auf der Weser gemacht. Pldglic ist ein Windstoß gekommen, die Männer im Boot haben wohl nicht aufgepaßt, das Boot ist umgeschlagen, und Frau Harnsen ist ertrunken.“

Die anderen vier Personen hat man wieder aufgefischt, aber die Leiche von Frau Harnsen hat man nicht wieder gefunden. Sie wird wohl ins Meer getrieben sein.

Seit dem Unglückstage ist der alte Harnsen nun so wunderlich geworden. Er wollte und konnte es nicht glauben, daß

seine gute Frau, die gesund und munter morgens aus dem Hause gegangen war, niemals wiederkommen kann. Er wartet noch immer jeden Abend darauf, daß sie zurückkehrt. Und weil er sie so lieb gehabt hat, deckt er jeden Abend für seine Frau den Tisch und ist dann so traurig und weint, wenn er jeden Tag vergeblich auf ihr Kommen warten muß. Mitunter bildet er sich ein, sie säße neben ihm und esse mit ihm zu Abend. Dann lacht er und freut sich und spricht mit ihr, bis er auf einmal begreift, daß sie doch nicht da ist. Dann weint er und jammert und ruft seine Frau und weiß sich vor Schmerz nicht zu lassen.

Sieh, so Trauriges hat der alte Mann erlebt. — Vor ein paar Jahren ist sein Sohn aus Amerika gekommen und hat seinen alten Vater mit sich nehmen wollen, aber Harnsen hat nicht über das Meer gewollt, weil er immer noch glaubte, seine Frau würde eines Tages doch wiederkehren.“

Verni waren die Tränen in die Augen gestiegen, so leid tat ihm der alte Harnsen.

„Ja, mein Kind, es gibt viel mehr Unglück in der Welt, als du ahnst.“

„Mutter, aber warum ist denn das so? — Das müßte doch eigentlich nicht sein! — Herr Buschmann hat uns neulich gesagt, und das hab ich auch immer geglaubt, der liebe Gott sorge für alle Menschen. Aber das kann doch nicht sein. — Für den alten Harnsen sorgt er doch nicht.“

„Das mußt du nicht sagen, Verni. So hat schon mancher gesprochen und hinterher dann eingesehen, daß Gott doch für uns alle sorgt. Aber du hast recht: mitunter ist's wirklich schwer für uns Menschen, einzusehen, daß Gott es mit allen gut meint. Und doch ist es so. Wir Menschen können ja die Absichten Gottes nicht immer verstehen. Wenn du erst älter bist und mehr von der Welt begreift, wirst du mir schon noch recht geben. Manches, was ich erlebt habe, hat zuerst wie ein großes Unglück ausgesehen, und lange hinterher sah ich erst ein, daß es in Wirklichkeit ein Glück für mich gewesen ist.“

Verni schmiegte sich eng an seine gute Mutter. Er konnte es noch nicht recht verstehen, was sie da sagte und wie sie es meinte, aber er glaubte ihr doch.

## 5. Kapitel

In die Schule ging Berni sehr gern. Er hatte freilich viel nachzuholen, seine Klasse hatte im Sommer, als Berni fehlte, manches gelernt, was er nun noch nicht konnte. Aber er gab sich viele Mühe und saß schon nach wenigen Tagen wieder auf der ersten Bank. Ja, Herr Buschmann wußte wohl, daß Berni schnell alles nachholen würde, was er durch sein langes Fehlen versäumen mußte.

Aber da wurde nun Herr Buschmann auf einmal schwer krank und konnte nicht mehr zur Schule kommen. Nun hatte Berni Klasse jeden Tag einen anderen Lehrer. Die aber kannten Berni noch nicht so genau und dachten dann oftmals, es wäre Faulheit von ihm, wenn er einmal nicht zu antworten wußte. Das machte ihn traurig, und er rechnete und schrieb oft stundenlang im Hause an seinen Arbeiten, um alles auch so gut zu können wie die Besten in seiner Klasse.

Ach, wie leid tat es ihm, daß Herr Buschmann krank war. Von allen Lehrern hatte er ihn am liebsten. Schon acht Tage war er nun nicht mehr dagewesen, und die Kinder erzählten, Herr Buschmann habe Rheumatismus und könne nicht einmal die Hand mehr bewegen. Was sollte das werden! — Vielleicht mußte Herr Buschmann gar abgeben von der Schule und wurde nicht wieder gesund, oder er mußte gar sterben. Doch daran mochte Berni nicht denken, so gern hatte er ihn.

Ganz traurig kam er nach Hause und erzählte seiner Mutter, was er über die Krankheit alles gehört hatte. „Geh doch mal hin, Kind, und besuche ihn,“ riet die Mutter. Aber Berni mochte nicht recht. Wenn Herr Buschmann so krank war, dann mochte er wohl gar keinen Besuch haben? Doch die Mutter meinte, das schade dann auch nichts, dann höre er doch, daß Berni dagewesen sei, und das werde ihn doch freuen. „Geh nur ruhig mal hin. Wenn du krank wärest und im Bette liegen müßtest, dann würdest du dich auch freuen, wenn Herr Buschmann käme, dich zu besuchen, nicht?“

„Ich glaube, ich würde vor Freude wieder aus dem Bette springen!“ rief Berni. — „Na, siehst du,“ lachte die Mutter, „dann darfst du auch glauben, daß sich Herr Buschmann freut, wenn du ihn besuchst.“

Berni Lehrer wohnte in der Rörnerstraße. Das war ein weiter Weg, aber Berni war früher schon einmal dort gewesen, er konnte sich noch ganz gut erinnern, in welchem Hause Herr Buschmann wohnte.

Berni stand noch und überlegte. Er tat es ja so gerne, aber ein wenig Angst hatte er doch. Was Herr Buschmann wohl sagen würde, wenn Berni zu ihm kam? Oder war er wirklich so krank, daß er kein Glied rühren konnte?

Die Mutter redete ihm noch zu, und dann entschloß sich Berni doch, hinzugehen.

„Grüß Herrn Buschmann auch vielenmal von mir, und ich lasse gute Besserung wünschen!“ trug die Mutter Berni auf. Der versprach, alles gut auszurichten, und machte sich auf den Weg.

Er mußte fast durch die ganze Stadt gehen, denn die Rörnerstraße war über eine halbe Stunde weit entfernt. Endlich war er da. Es war ein zweistöckiges Haus, in welchem sein Lehrer wohnte. Vor dem Hause war ein kleiner sauberer Garten, dessen Wege mit Marmorstücken bestreut waren. An den Fenstern des Hauses hingen seine Tüllgardinen, und der Messinggriff der Haustüre blinkte wie Gold.

Mutig schritt Berni durch den Vorgarten und drückte auf den Knopf der Haustürglocke, aber nun fing sein Herz doch ein wenig an zu klopfen. Da näherten sich Tritte. Eine alte Frau öffnete und fragte, was er wünsche.

„Ist Herr Buschmann wohl zu Hause?“ — „Ja, aber er ist krank.“ — „Ach, das weiß ich wohl, ich wollte ihn gern mal besuchen und sehen, wie es ihm geht.“

Da lächelte die Frau und fragte: „Du bist wohl einer aus seiner Klasse?“ Berni nickte. „Na, dann komm mal herein, ich will sehen, ob mein Sohn Besuch haben kann.“

Berni folgte Herrn Buschmanns Mutter, die ihn die Treppe mit hinaufnahm. Die war mit einem dicken Kofosläufer belegt, so daß man keinen Tritt hören konnte.

Oben öffnete Frau Buschmann eine Tür und ließ Berni eintreten. „Setz dich nur, mein Kind, ich werde meinem Sohn Bescheid sagen.“

Berni war allein. Er sah sich in der Stube um. Was für eine Menge Bücher waren da! Alle Wände waren von oben

bis unten voll davon. Bord stand an Bord, und jedes war mit dicken und dünnen, mit gebundenen und ungebundenen Büchern bestückt. Raum blieb noch Platz für ein kleines Sofa und für den Schreibtisch, der dicht am Fenster stand.

Berni setzte sich auf einen Stuhl. Wie schön still war es im Zimmer! Die Bücher standen alle sauber in Reihen, und alle schienen ihn anzusehen. Und die große Uhr, die dicht an der Tür stand, tickte ganz langsam und leise. Es kam Berni so vor, als spräche sie immerfort: „Ku—he, Ku—he, fdr — mich — nicht!“

Berni atmete tief auf, und alle seine Angst war verschwunden. So schön kam ihm die Stube vor, daß er dachte: Hier möchte ich wohl immer sein. So viele Bücher möchte ich auch haben und immer darin lesen, um alles zu wissen und um auch so klug zu werden, wie Herr Buschmann ist. Und er nahm sich vor, wenn er erst groß war und selbst Geld verdienen, auch viele Bücher zu kaufen und darin zu lesen.

Es gibt doch nichts Schöneres auf der Welt, dachte er.

Da hörte er draußen eine kräftige Stimme, die er kannte, sprechen: „Ich komme gleich. Sag ihm nur, er soll einen Augenblick warten.“ Das war Herrn Buschmanns Stimme. Wie gut ist es, dachte Berni bei sich, daß er nicht mehr so krank ist und im Bette liegen muß. Sicher ist er doch schon wieder aufgestanden.

Und dann schlürfte es über den Flur, und Herr Buschmann trat ein. Er ging an einem Spazierstocke, und seine Füße steckten in weichen Filzpantoffeln.

Herr Buschmann lachte Berni freundlich zu und rief: „Das ist ja famos, Berni, daß du mich besuchst!“ Berni stand rasch auf und gab ihm in seiner Freude beide Hände. „Herr Buschmann, die Kinder in der Schule sagten alle, Sie wären ganz krank und müßten den ganzen Tag im Bette liegen, und da wollte ich mal sehen, wie es Ihnen geht.“ — „Das ist brav von dir, Berni! — Nun komm, jetzt wollen wir es uns bequem machen.“

Berni mußte sich neben seinem Lehrer auf das Sofa setzen, und er erzählte ihm von der Schule und was für Stunden sie zuletzt gehabt hatten.

„Hoffentlich kann ich bald wiederkommen, es wird ja auch

bereits besser, die Schmerzen sind fast schon fort. Nur im Fuß sitzen sie noch, und der Doktor will eigentlich noch gar nicht haben, daß ich auf bin. Aber das ewige Im-Bett-Liegen macht auch keinen Spaß.“

Herrn Buschmanns Mutter trat jetzt herein und brachte Kaffeegeschirr. Berni wollte sich verabschieden, aber Herr Buschmann rief: „Nichts da, erst trinkst du mit mir Kaffee und nimmst ein Brötchen, damit du nicht ausgehungert von dem weiten Wege wieder heim mußt!“

Berni wollte eigentlich nicht, aber Herr Buschmann schenkte gleich zwei Tassen voll und strich ihm dann ein Butterbrot mit Honig.

Und dann saßen sie beide vergnügt beieinander und ließen es sich schmecken.

„D Herr Buschmann, was für eine Menge Bücher haben Sie!“ sagte Berni, als er sich wieder einmal in der Stube umgesehen hatte. „Leider sind aber gar keine für solch kleine Leute, wie du bist, dabei,“ antwortete Herr Buschmann. „Aber halt!“ rief er, „da hab ich ja doch etwas für dich. Das wollen wir uns gleich mal in Ruhe ansehen!“

Als sie fertig getrunken hatten, nahm Herr Buschmann von einem Bord ein dickes Buch und legte es vor Berni auf den Tisch. Auf jeder Seite war ein großes Bild mit Gegenden aus fernen Ländern. Da waren Bilder von Negerdörfern und wilden Wasserfällen, Bilder aus dem Urwalde, mit wilden Tieren und Papageien, Bilder aus einer ungeheuren Wüste, über welche ein Sandsturm dahinfuhr, und dann kamen wieder Bilder aus China und Japan und von der Baumwollernte in Amerika und viele, viele andere Bilder.

Herr Buschmann saß bei Berni und erklärte ihm alle und wußte dabei so viel von den fremden Ländern zu erzählen, daß Berni gar nicht auf die Zeit achtete. Erst als es schon dämmerte und Herr Buschmann das Gas anzündete, rief er: „Nun muß ich aber rasch nach Hause. Meine Mutter ängstigt sich sonst.“ — „Na, Berni, dann komm nur gut heim und grüß deine Mutter von mir und grüß auch morgen die ganze Klasse und sag den Jungens, ich hoffe bald schon wiederkommen zu können.“ — „Ja, kommen Sie nur bald wieder, Herr Buschmann, wir freuen uns alle darauf.“

Und er ging wieder heim. Wie war er doch nett zu mir, und was hat er für eine Menge Bücher! dachte Berni unterwegs. Solche Menge hatte er noch nie beisammen gesehen. Und wie schön sahen sie aus, als sie alle so in Reihen standen! Und wie gemütlich war es in der Stube!

Und wieder kam ihm der Gedanke: Ich möchte auch so viele Bücher haben und sie alle lesen, wenn ich groß bin und viel Geld verdiene und Zeit habe. Es gibt doch nichts Schöneres, als davon lesen, wie alles in der Welt ist und was es für Menschen und Völker auf der Erde gibt und wie es in fremden Ländern aussieht und was da alles passiert.

Ja, die Lehrer haben es gut! Die können den ganzen Nachmittag bis spätabends sitzen und lesen. Deshalb sind sie auch so klug. Die haben doch das schönste Leben.

Und kaum hatte er das gedacht, da fuhr es ihm durch den Kopf: Kann ich nicht auch Lehrer werden, wenn ich erst groß bin? — Er wollte doch gleich mal zu Hause seine Mutter fragen, was die wohl dazu sagen würde.

So eilte er, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, heim und erzählte dann der Mutter getreulich, wie alles gewesen war. „Siehst du wohl, Berni, es war doch gut, daß ich dich hingeschickt habe, nicht?“ meinte sie, und Berni gab ihr recht.

Als sie beim Abendessen saßen, sagte Berni der Mutter auch, daß er gern Lehrer werden wolle. Dann wolle er sich auch solch viele Bücher kaufen, wie Herr Buschmann, und wolle immer darin lesen. Die Mutter sprach: „Wenn du stets fleißig in der Schule bist und immer tüchtig lernst, dann kann es ja sein, daß du es später wirst. Aber daran wollen wir jetzt noch nicht denken. Es kommt oft alles ganz anders im Leben, als man hofft.“

Das konnte Berni nun wieder nicht einsehen. „Wenn ich es doch gern will, Mutter?“ — „Ja, Kind, nimm es dir nur ruhig vor. Das schadet nichts. Aber es kann noch viel dazwischenkommen. Wir wollen es in Ruhe abwarten.“

Und dann ging Berni zu Bett und träumte, er sei Lehrer geworden, und die Kinder waren alle unartig und wollten nie tun, was er sagte. Der Schweiß stand ihm auf der Stirne, und er wußte wirklich nicht mehr, was er mit den Schlingeln

anfangen sollte. Er fühlte sich ganz unglücklich und dachte immer: Wenn ich doch nur nicht Lehrer geworden wäre!

Und als die Mutter ihn dann weckte, war er ordentlich froh, daß der böse Traum zu Ende war.

## 6. Kapitel

Und wieder wurde es Freimarkt. Berni konnte die Zeit gar nicht mehr abwarten. Endlich war der Tag da, an welchem mit dem Bau der Buden begonnen werden durfte. Auf dem Domshofe sah es schon bunt aus, als Berni nach der Schule darüberging. Ganze Wagenladungen mit Brettern und Balken wurden herangefahren. Ein Karussell war schon halb fertig, und die Arbeiter waren gerade dabei, die springenden Pferde aus den großen Kisten, worin sie mit der Bahn gekommen sein mochten, auszupacken. Sonderbare Holzgerüste wuchsen in die Luft, einige waren auch schon mit dickem Segeltuche überzogen. Vor einer großen Schaubude stand Berni lange Zeit still und sah den Arbeitern zu. Wie praktisch doch alles eingerichtet war! Jeder Balken hatte eine Nummer, so daß die Arbeiter immer genau wußten, wo er hingehörte. Und alle paßten gut in- und aneinander. Durch Schraubenbolzen und Muttern wurden sie miteinander verbunden, so daß kein Windstoß das Gerüst wieder umwerfen konnte. So allein war es auch möglich, solch ein Budengerüst schnell auseinanderzunehmen und in einer anderen Stadt wieder zusammenzufügen. Auch bunte riesige Plakate und Bilder, die die Leute zum Eintritt locken sollten, wurden schon an den Vorderseiten einiger Buden aufgehängt. Jedes war aufgerollt und an seinem oberen Ende mit Eisen versehen. In dem Balken aber, an welchem es aufgehängt werden mußte, waren Nägel oder Haken — Berni konnte es so genau nicht erkennen —, und im Nu hingen die Bilder und Plakate.

Berni stand lange und schaute sie sich an. Was mag wohl in der Bude gezeigt werden? Er stand und buchstabierte, was in großen lateinischen Buchstaben über dem Eingange geschrieben stand.

### MARIONETTEN-THEATER

Was er endlich. War er früher nicht schon einmal in einem Marionetten-Theater gewesen? — Eine dunkle Erinnerung stieg

in ihm auf, aber er konnte sich nicht mehr recht besinnen, was es in dem Theater zu sehen gegeben hatte. Nun, vielleicht ging die Mutter dies Jahr einmal mit ihm hin.

Als er alles genau angesehen hatte und schon wieder nach Hause gehen wollte, um seine Schularbeiten zu machen, sah er in einer kleinen Straße, die vom Domshofe abzweigte, eine lange Reihe von sonderbaren Wagen stehen. Das mußten die Wagen der Marktleute sein. Die hatte er früher schon mal von weitem gesehen, und ein Freund hatte ihm erzählt, in den Wagen wohnten die Freimarktleute und schliefen sogar darin.

Er wollte sie sich doch ansehen. So schlenderte er in die Straße hinein und besah sich den ersten Wagen. Der sah fast wie ein Möbelwagen aus, aber hinten war eine kleine Treppe, und die Wagentür stand halb offen. Wie er neugierig hineinschaute, sah er eine Frau an einem kleinen Herde stehen und Kartoffeln schälen. Auf dem Herde aber dampfte ein Kessel.

Sie kochen richtig darin! — Wie fein! — Ich wollte, meine Mutter hätte auch einen solchen Wagen und ein paar feine Pferde davor. Dann könnten wir von einer Stadt zur anderen fahren. — — — Ob wohl auch eine Stube darin ist?

Er ging um den ganzen Wagen herum und sah an der Seite kleine Fenster mit weißen Gardinen behängt. Und draußen vor den Fenstern waren Blumenkästen angebracht, darin blühten Astern.

Da kam ihm der Wagen wie ein Wunder vor, und gar zu gern wäre er einmal hineingegangen und hätte sich alles genau angesehen.

Was für dicke Räder aber der Wagen hatte! — Genau wie beim Möbelwagen waren sie. Auch ein „Schiff“ war unter der Mitte des Wagens.

Berni schaute sich gerade diesen Kasten an, da sah er dicht vor seinen Füßen einen dicken, bunten Glasmarmel liegen. Schnell bückte er sich danach und nahm ihn auf. Ei, wie hübsch der war! — Er freute sich, daß er etwas so Schönes gefunden hatte, und schlenderte vergnügt weiter.

Der nächste Wagen war noch größer als der erste, aber der Eingang war an der entgegengesetzten Seite. Schade, daß auch hier die Fenster wieder so hoch saßen, daß er nicht hineinschauen konnte. Nur eine vergoldete Hängelampe sah Berni

unter der Decke im Wagen hängen. Auf der Treppe vor dem Eingange des Wagens saß ein Mädchen in einem feuerroten Kleide. Ihre langen schwarzen Haare hingen ihr wirr um den Kopf. Es mochte von Bernis Alter sein und hielt beide Hände vors Gesicht und weinte.

Er blieb stehen und schaute das Kind an. Da kam ein kleineres Mädchen angelaufen und rief: „Berta, ich kann ihn nicht wiederfinden. Er ist futsch.“

„Hast du was verloren?“ fragte Berni die Weinende. — „Ja, meinen Glasklicker. So nen ganz großen hat sie mir weggebracht. Nu krieg ich natürlich wieder die Senge dafür!“

„Ist es dieser?“ fragte Berni und hielt ihr den gefundenen Glasmarmel hin. „Er hat da hinten dicht bei den Rädern gelegen, ich habe ihn gerade eben gefunden.“ — „Ja, det is er!“ rief Berta und lachte wieder, trotzdem ihr noch die blanken Tränen über die Backen liefen. „Na, es is nur jut, dat ich ihn wiederhabe!“ sagte sie und sah Berni freundlich an.

„Wohnst du hier in diesem Wagen?“ Berta nickte. „Gehst du gar nicht zur Schule?“ Berta schüttelte den Kopf. „Meine Mutter belehrt mir jetzt. Aber wenn wir wieder in Berlin sind, denn geh ich in die Schule. Aber da is et nich schdn!“

„Was tust du denn jetzt den ganzen Tag?“ — „Na, ich muß doch vor Müttern genug schufien! Den ganzen Tag racken und kochen. Und denn bin ich doch die Adalja, dat Phänomen.“

„Was bist du?“ fragte Berni verwundert. „Ich arbeete doch mit Müttern usm Markt. Ich bin det Mädchen, was verschwindet auf freier Bühne, auf freiem Theater.“

„Kannst du das denn?“ Berta prustete los. „Natierlich kann ich det. Det is doch ganz einfach! — Det wird doch allens mit Spiegel jemacht. — Ich brauche mir bloß uf det Festelle zu legen, un denn sieht es vor die Leute so aus, als wenn ich vor ihnen stehe. Un denn dreht Mutter det Festell rum, un die Leute können mich nich mehr sehen, un ich bin futsch. Denn klappen se wie doll un sind ihren Nickel los.“

„Habt ihr auch eine Stube in eurem Wagen?“ „Hm!“ machte Berta. „Alles echt Rußbaum! — dat is jetzt modern.“ —



„Schlafft ihr denn auch in eurem Wagen.“  
„Natierlich! Det Morgens pennen wir bis neun wie die  
Kagen, abends vor elfe komm ick ja auch nich in die Klappe“.

„Du, darf ich mal in eure Stube?“ fragte Verni. Berta  
schaute ihn verwundert an. „Willst wohl wat mopsen bei  
uns?“ sprach sie lauerend, und eine Falte bildete sich zwischen  
ihren Augenbrauen.

„Ach was! — Meinst du, so was tu ich!? — Dann hätte  
ich dir ja nicht den Marmel wiederzugeben brauchen.“

Das schien Berta zu überzeugen, aber sie zauderte noch.  
„Nee, Muttern mag dat nich, reinkommen darffste nich.“ Bertas  
kleine Schwester war inzwischen wieder in den Wagen gegangen  
und hatte die Tür hinter sich offen gelassen. So konnte Verni  
von der Treppe aus das ganze Innere übersehen. Vorn war  
die Küche mit dem Petroleumkocher und einem kleinen Herde,  
dessen Schornsteinrohr oben aus dem Wagendache hervorragte.  
Auch ein zierlicher Küchenschrank stand da, der mit Geschirre  
vollgepackt war. Dann kam die Stube. Auf dem Tische, der  
in der Mitte stand, lag eine rote Plüschdecke und darüber ein  
gelblicher Läufer. Eine kleine Kommode mit einem vergoldeten  
Spiegel darüber stand an der einen Seite, ihr gegenüber ein  
zierlicher Schrank mit Säulchen und einem Aufsätze. Und  
hinter der Stube war die Kammer. Verni konnte richtige  
Betten sehen, die an den Wänden entlang standen. Nur recht  
schmal schienen sie zu sein. Aber auch ein richtiger Waschtisch  
stand in der Kammer.

„Wo ist denn eure Bude? — Ich will auch mal hingehen  
und zusehen, wenn du Vorstellung gibst.“ — „Det tu man.  
10 Pfennig Entree, Militär un Kinder uf allen Plätzen die  
Hälfte.“

Ja, ich will es meiner Mutter sagen, und dann gucken wir  
beide zu, wenn du deine Kunststücke machst. Siehst du mich  
denn aber auch?“ — „Nee, von det Publikum krieg ick nischt  
zu sehen, det is doch durch die Lampen abblendend.“

„Oh, wie schade! — Aber hörst du denn, wenn ich rufe?“  
— „Hören kann ick jedet Wort, wat jesprochen wird.“ —

„Denn will ich dich mal rufen!“ — „Nee, det laß nur sin!  
Sonst wird Muttern wütend und schmeißt dir raus.“

„Verdient ihr denn viel Geld mit eurer Bude?“ — „Hm!

— In die kleinen Nester is ja keen großes Geschäft zu machen.  
aber hier in Bremen is viel Pinke-Pinke.“

„Was is denn Pinke-Pinke?“

Berta lachte laut auf. „Is'n Junge un weiß nich mal, wat  
Pinke-Pinke is.“

Sie machte das Zeichen des Geldzählens.

„Ach so, du meinst, hier in Bremen sind viele reiche Leute?  
— Ja, hier gibts eine Menge feine Leute, die viel Geld ver-  
dienen. Wie heißt ihr eigentlich?“ — „Glienicke,“ antwortete  
Bertha. „Ich heiße Bertha Glienicke un sie heißt Carola.“

„Hast du keinen Vater mehr?“ — Bertha schüttelte den  
Kopf. „Der is in Amerika.“

„Meiner is tot,“ sagte Verni, „Aber jetzt muß ich nach  
Hause. Ich hab noch Schularbeiten zu machen. Morgen um  
12 Uhr gehe ich wieder über den Markt, bist du dann wieder  
hier?“

„Dat weeiß ick nich. Vielleicht muß ick Muttern morgen mit  
helfen. Denn bin ick uf'm Markt.“

„Na, ich will mal sehen, ob ich dich treffe.“ Er nickte Bertha  
zu und lief rasch heim.

## 7. Kapitel

Es war Sonntagnachmittag und der Markt trotz des leisen  
Regens, der vom Himmel herniederfusselte, voll von Menschen.  
Frau Becker hatte sich mit Verni auch aufgemacht, der Junge  
ließ ihr doch keine Ruhe mehr.

So gingen sie zwischen den Budenreihen dahin und besahen  
die ausgelegten Sachen. Die Verkäufer priesen ihre Waren  
an, und alle Augenblicke tönte es an Vernis Ohren: „Etwas  
Honigkuchen gefällig, Madam?“ — „Oh, wie billig, billig,  
billig ist das hier!“ — „Solinger Stahlwaren!“ — „Lecker,  
lecker, lecker! — Türkischer Honig!“ — „Zimmer 10 Pfennig  
das Stück! Jedes Stück 10 Pfennig!“ — „Aussuchen! Aus-  
suchen! Aussuchen! — Aussuchen, Herrschaften!“ usw.

Dazwischen tönten dann die Orgeln der Karusselle und die  
Dampfpfeifen der Rutschbahnen und Schaukeln.

Es war ein Höllenlärm. Aber Verni konnte gar nicht genug  
vom Markt sehen und hören. Wo ein Mann besonders laut  
die Kunden heranzief, war Verni nicht wieder fortzubringen.

Um einen Verkaufsstand standen die Menschen dichtgedrängt. Der Verkäufer hatte sich schon ganz heiser geschrien, trotzdem war er unermüdet an der Arbeit. Berni blieb stehen und hörte zu. „Da schaut einmal, ihr Leut, da schaut einmal, was ich hier noch mal hab! — Ein Taschenmesser ist das. Das Wunder des Freimarkts! Er zeigte den Umstehenden das Messer und erklärte es: „Zwei hochfeine Büffelhornschalen, eine große Klinge, ein Federmesser, ein Korkenzieher, ein echter Glaserdiamant, ein Skaliermesser und eine Nagelzeile. Frisch abgezogen jede Klinge! Mit jeder Klinge können sie Papier schneiden aus freier Hand. Scharf wie ein Kastermesser ist jedes Stück, das ich verkaufe! — Gehen sie in einen Laden und fragen, was solch ein Messer kostet, man wird Ihnen sagen: solch ein Messer kostet 3 bis 4 Mark! — Aber hier bei mir kostet das Messer, das hier auf meiner Hand liegt, nicht 3 Mark, nicht 2 Mark, nicht 1 Mark 80, nicht 1 Mark 50, nicht 1 Mark 20, es kostet — 1 Reichsmark das Stück! — Wer will noch eins haben? Wer kauft es noch mal, solange der Vorrat reicht?“ — Im Augenblick hatte der Mann ein halbes Duzend seiner Messer verkauft, und immer neue mußte er aus dem Paket nehmen. Ein großer Junge, der neben Berni stand, kaufte sich auch eins, Berni hätte gleichfalls gern solch ein Messer gehabt, aber die Mutter sagte zu ihm: „Ruht nicht alles glauben, was die Leute sagen. Nach ein paar Tagen sind die Messer nicht mehr scharf, und das Nachschleifen nützt nichts.“ Krebsrot stand der Messerverkäufer da, dann begann er wieder von vorn seine Ware zu rühmen.

Sie gingen weiter und kamen nun zu den Schaubuden. Hier konnte man sich photographieren lassen, dort war ein Irrgarten. Hier wurden wilde Tiere gezeigt und dort wieder „der schwerste Mann der Welt“. Zwerge und Riesen, ein Kalb mit zwei Köpfen, ein Mädchen, das mit den Füßen strickte und häfelte, und viele andere seltsame Sachen konnte man sich für wenig Geld ansehen. Der Strom der Menschen zog sie von einer Bude zur anderen, und überall gab es was zu staunen.

Und dann standen sie vor einer Bude, in welche viele Menschen hineingingen. „Treten sie näher, meine Herrschaften! — Treten sie näher! — Ununterbrochene Vorstellung! — Athalia, das Phänomen! — Das rätselhafte Verschwinden eines Mäd-

chens auf freier Bühne, auf freiem Theater! — So etwas war noch nie da, meine Herrschaften! — Treten sie näher, treten sie näher!“

Ein langer, hagerer Mann mit einem Zylinderhut auf dem Kopfe lud Frau Becker und Berni zum Eintritt ein.

„Mutter, ich glaube, das ist die Bude, in welcher Berta Glienick ihre Kunststücke macht. Bitte, laß uns mal da hineingehen, ich möchte Berta so gern im Theater sehen!“ — Die Mutter lächelte und drängte sich dann, ihren Berni am Arm, durch die Menschenmenge bis an die Kasse. Eine dicke Frau mit einem mächtigen Federhut auf dem Kopfe verkaufte die Billette. Frau Becker kaufte zwei.

„Sind sie vielleicht Frau Glienick?“ fragte sie dann die Dame an der Kasse.

„Jawoll, Madam,“ antwortete sie, „woher kennen sie mich?“

„Ich kenne Sie nicht, aber der Junge kennt Ihre Tochter Berta, und nun will er sie gern im Theater sehen.“ Frau Becker erzählte nun Frau Glienick schnell, wie die Kinder sich kennengelernt hatten.

Frau Glienick aber freute sich und wollte Berta einen Gruß von Berni bringen.

Dann traten sie ein. Der Zuschauerraum war schon ganz mit Menschen gefüllt. Dicht vor ihnen hing ein buntbemalter Vorhang, rechts und links davon brannten je drei mächtige, blickblank gepuzte helle Lampen, deren Schirme das Licht den Zuschauern gerade ins Gesicht warfen.

Kaum hatten sie sich gesetzt, so hob sich auch schon der Vorhang. Berni sah eine schöne Landschaft, aber ziemlich verdunkelt, vor sich. Es war beinahe wie auf Wangeroog, wenn die Sonne untergegangen war. Ein weites grünes Meer breitete sich bis an den Horizont aus. Am Strande aber, auf einem Felsen, stand — Berta Glienick. Ihre langen schwarzen Haare fielen ihr in Locken über die Schultern. Berni erkannte sie sofort, obgleich sie nun ganz anders ausah als das erstemal. Ein dünnes, meergrünes Gewand trug sie. Sie lächelte und warf Kußhändchen nach den Zuschauern. Auf einmal bog sie ihren Körper seitwärts, und ganz langsam und lautlos verschwand sie in dem grünen Meere, ohne daß das Wasser aufspritzte oder sich nur im geringsten bewegte. Der Vorhang

rollte herunter und der Ausrufer von draußen kam herein und bat das Publikum um „gütige Rekommandation“.

Nun waren sie viel schneller wieder draußen, als sie gedacht hatten. Die ganze Vorstellung hatte nur fünf Minuten gedauert. Sie tauchten wieder unter in den dichten Menschenstrom, der sie von einer Bude zur anderen drängte. Verni aber sah in Gedanken noch immer Berta Glienick in ihrem grünen Kleide in das Meer tauchen und verschwinden. Er fand die Vorstellung sehr schön und hätte sie gern noch einmal besucht, um herauszukriegen, wie Berta das eigentlich machte.

Nicht weit von Glienicks Bude stand in derselben Reihe eine andere. Sie war mächtig groß, und eine ganze Musikkapelle spielte auf der Plattform neben der Kasse. Ein riesiges Plakat war über dem Eingang aufgehängt.

### MARIONETTEN-THEATER

Das Verni wieder. „Mutter,“ sprach er, „die Jungen in meiner Klasse sagen alle, das sei die schönste Bude auf dem ganzen Markt. Bitte, laß uns doch auch hier mal hineingehen. Weißt du, früher bin ich auch schon mal im Marionettentheater gewesen, aber ich weiß gar nicht mehr recht, wie es darin ist. Bitte, laß uns doch jetzt mal hinein!“

Die Mutter zauderte erst ein wenig, aber der Ausrufer hatte sie schon erspäht und bahnte ihnen schnell einen Weg zur Kasse.

So waren sie im Theater, ehe sie es sich gedacht hatten. Eine Menge Kinder waren mit ihren Vätern oder Müttern da, und alle warteten sehnsüchtig auf den Anfang der Vorstellung.

Verni sah sich neugierig um. Da sah er auch Heini Bachmeister aus seiner Klasse mit seiner Mutter. Er nickte ihm vergnügt zu und beschaute dann den bunten Vorhang, der die Bühne verdeckte. — Immer mehr Menschen strömten herein, alt und jung, und alle wollten die reizenden Marionetten sehen, die tanzenden und sprechenden Puppen.

Verni konnte es vor Ungeduld fast nicht mehr aushalten. Endlich kamen die Musiker und setzten sich dicht vor der Bühne auf ihre Plätze. „Nun fängt's gleich an!“ tröstete ihn die Mutter.

Eine lustige Musik ertönte, und auf einmal hob sich der Vorhang.

„Oh, Mutter, Mutter, die lebt ja! Guck nur, sie bewegt sich ja! — Mutter, ist das ein lebendiger Zwerg?“ Die Mutter schüttelte den Kopf und blickte aufmerksam nach der Bühne. Eine kleine Tänzerin — sie war nicht größer als Vernis Arm — stand zierlich auf einer großen Kugel. Auf einmal begann diese zu rollen und die Tänzerin trippelte auf ihr hin und her und fiel doch nicht herunter. Sie trug eine Balancierstange in ihren Händen und mußte sich bald nach rechts und bald nach links mit ihrem Körper neigen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Aber sie fiel niemals von der Kugel herunter. Pöblich sprang sie herab und verbeugte sich vor dem Publikum. Die Musik schwieg, und die Kinder klatschten alle in die Hände.

Und dann kam ein ganz drolliger Mann hinter den Bäumen hervor, der trug eine Glocke in der Hand und verkündete den Kindern: „Es kommt noch mehr, noch viel — viel mehr!“ Dann machte er einen Satz, wie ein Haus so hoch, und war wieder hinter den Bäumen verschwunden.

Verni mußte laut lachen über den kleinen Kerl, der so gut springen konnte, er ließ kein Auge mehr von der Bühne.

Nun traten zwei Neger auf, die überall an ihrem Körper mit Glocken behängt waren. Die sprachen miteinander und setzten sich dann auf zwei kleine Stühle, die plötzlich wie hingezaubert dastanden. Die Kapelle spielte, und die beiden Neger läuteten dazu mit ihren Glocken. Das klang wunderhübsch zusammen. Bald schüttelten sie die Köpfe, so daß die Glocken an ihren spitzen Mützen erklangen, bald einen Arm, bald ein Bein. Und jedesmal gab es einen anderen Klang. Als sie dann ihr Musikstück beendet hatten, gingen sie davon.

Und wieder kam der drollige Herr in seinem langen schwarzen Rock und mit der Glocke in der Hand und kündigte an, daß noch mehr, noch viel — viel mehr komme. Und er sprang wieder haushoch und verschwand.

Ein Stelzenläufer trat auf, und nach ihm ein Dieb, der von einem Schutzmännchen gepackt wurde. Und immer kam noch mehr, noch viel — viel mehr.

Verni wußte gar nicht, was er zu all den hübschen Sachen sagen sollte, die er im Marionettentheater zu sehen bekam. Aus dem Erstaunen und Verwundern kam er gar nicht heraus. Wie machen sie das bloß? Wie machen sie das bloß, daß

die Puppen richtig sprechen und sich bewegen können! mußte er in einem Fort denken. Aber seine Mutter konnte ihm auch nicht die Sache erklären.

Auf einmal war die Vorstellung zu Ende. „Oh, wie schade!“ rief Berni. „Mutter, nun will ich auch gar nichts mehr sehen. Was Schöneres gibt es doch nicht auf der Welt als das Marionettentheater!“

So gut hatte es ihm gefallen.

Als sie draußen waren, mußte er immer noch darüber nachdenken, wie es möglich war, daß die Puppen richtig sprechen und Kopf und Arme und Beine bewegen konnten. Ach, wer ihm das doch hätte sagen können! — Er wollte gleich morgen seinen Lehrer fragen. Der wußte ja alles.

Nun ging er mit seiner Mutter heim. In allen Buden brannten jetzt schon die Lampen und glitzerten die Sachen. Berni schaute bald rechts, bald links. Auf einmal war es ihm, als ob er verzaubert sei und in einer ganz anderen Welt lebe. Die fremden Menschen, die er überall um sich herum sah, die unheimlich großen Buden und die grellen Plakate, die Lichter und die bunten Sachen — alles kam ihm ganz fremd vor.

Fast ängstlich nahm er die Hand seiner Mutter und hielt sie fest.

Und dann gingen sie zusammen heim.

## 8. Kapitel

Als Berni am nächsten Tage aus der Schule kam, rannte er, was er konnte, um zum Markt zu kommen. Er mußte durch die Sandstraße, wo alle die Wagen der Marktleute standen. Bei Glienicks Wagen blieb er stehen, er hörte drinnen sprechen. Deutlich konnte er Bertas Stimme vernehmen. Berni rief ihren Namen. Da schaute sie durchs Fenster, winkte ihm zu und lachte. Auch Frau Glienicks Gesicht sah er. Sie hatte schon ihren Federhut auf. Gewiß wollten sie gleich zu ihrer Bude.

Ein paar Augenblicke wartete Berni, dann trat Berta heraus und fragte, ob er mitwolle. Die Mutter hatte ihr erlaubt, schon mit Berni vorauszugehen. Hand in Hand gingen sie zum Markt, und Berni erzählte ihr, was er gestern alles im Marionettentheater gesehen hatte. „Wie mögen sie das nur machen, daß sich die Puppen richtig bewegen und sprechen?“

Berta lachte ihn aus und antwortete: „Dat weeste nich? — Die sprechen überhaupt nicht. Det tun die Leute, die die Puppen tanzen lassen, aber det klingt denn so, als ob die Puppen sprächen. Die wern alle von oben mit Zwirnsfäden festgehalten, un denn lassen sie se zappeln.“

„Das hat Herr Buschmann, unser Lehrer, uns auch gesagt, als ich ihn heute fragte, aber das kann doch nicht sein, das müßte man doch sehen!“

„Nee du, das is wirklich so!“ — Ihr schien plötzlich etwas einzufallen. „Komm mal mit, ick werd dir's zeigen!“

Sie führte ihn zum Marionettentheater. Dicht neben demselben war ein ganz schmaler Gang, so daß kaum ein Mann hindurchkonnte. Sie zog Berni an der Hand nach sich. So kamen sie zur Rückseite der Marionettenbude. Berni sah eine schmale Tür vor sich, die in das Marionettentheater hineinführte. Berta öffnete sie und zog Berni hinter sich her. Er konnte kaum sehen, so dunkel war es in dem Raum. Allmählich aber gewöhnten sich seine Augen, und er sah rings um sich buntbemalte Kulissen und allerlei Gerät und einige Maschinen stehen. Und über ihm hingen an Tauen eine Menge breiter Leinwandstücke. „Det sind die Hintergründe, die werden runterjelaßen,“ erklärte Berta ihm.

Doch sie führte ihn weiter. „Na, Berta, was willst du denn bei uns?“ fragte da eine Männerstimme.

„Ick wollte bloß Berni mal die Puppen zeigen. Er is jestern im Theater gewesen und will et einfach nich glauben, det die Puppen an Fäden hampeln.“

Der Mann lachte und sah sich nach allen Seiten um. „Wenn bloß der Alte nich kommt, der will's nun mal nich haben, daß Kinder hier sind,“ sagte er leise. „Aber kommt mal mit!“ — Er ging voraus, Berta und Berni folgten ihm. Er führte sie einen Gang seitwärts. Da sah Berni im Halbdunkel über sich an einer langen Holzleiste all die kleinen Künstler und Künstlerinnen hängen, die er gestern in der Vorstellung bewundert hatte. Alle ließen den Kopf sinken, und Arme und Beine hingen ihnen auch schlaff herab. „Oh, da ist ja auch der Mann mit der Glocke, der immer ruft: Es kommt noch mehr, noch viel — viel — mehr!“ — „Jawoll, das ist er,“ sagte der Mann und nahm ihn vorsichtig vom Nagel herab. Er ließ die Puppe

an den vielen Fäden bis auf den Fußboden herunter und hielt dabei die Fäden in der Hand. Jedesmal aber, wenn er an einem der Fäden zupfte, dann bewegte der Mann mit der Glocke einen Arm oder ein Bein, oder er wackelte mit dem Kopfe, denn an jedem Gliede saß ein langer dünner Faden.

Berni wunderte sich, wie es möglich sei, daß sich das Männchen so nach allen Seiten bewegen konnte; er bückte sich, um die Puppe genau zu betrachten, da hörten sie Schritte und eine Stimme rief: „Kalling! — Wo sind Sie?“

„Hier!“ antwortete der Mann, der die Puppe hielt, „ich komme schon!“

Schnell hing er die Puppe wieder an den Nagel der Leiste und flüsterte den Kindern zu: „Nacht, daß ihr weg kommt, es ist der Alte.“ Berta zog Berni rasch nach draußen. Sie wuschelten wieder den schmalen Gang entlang, und dann brachte Berni Berta bis zu Glienicks Bude. Ihre Mutter war sicher schon drinnen, und Berta sagte ihrem Freunde deshalb schnell adieu.

Nun stand Berni allein. — Der Markt füllte sich mit Menschen. Viele Schulkinder mit ihren Ranzen gingen an ihm vorbei. Berni schlenderte noch ein wenig zwischen den Budenreihen herum, dann ging er nach Hause.

Auf dem Heimweg mußte er immer noch an den dunklen Raum denken, wo all die Puppen nebeneinanderhingen. Wie leblos und tot sahen sie aus und hatten doch so lustig gelacht und getanzt und Späße gemacht und sich unterhalten. Jetzt hat wohl schon die Vorstellung wieder begonnen, dachte er, jetzt tanzt wohl wieder die kleine, hübsche Tänzerin auf der Kugel. Und dann kommt wieder der Mann mit der Glocke und kündigt an, daß noch mehr, noch viel — viel — mehr kommt, und dann macht er wieder seinen drolligen, haushohen Sprung und verschwindet. Und Berta ist nun auch wohl schon angezogen, und der Ausrufer vor ihrer Bude ruft wieder: Athalia, das Phänomen! — Sie hat gewiß wieder ihr dünnes, grünes Kleid an und die Haare hängen ihr offen über die Schulter, und sie stürzt wieder ins Meer und wird doch nicht naß dabei. Und ganz spät, wenn ich schon längst schlafe, kommt sie erst wieder nach Hause. Dann ist sie mit ihrer Mutter zu Abend, und es ist schon mitten in der Nacht, wenn sie ins

Bett kommt. Wenn ich morgen früh dann zur Schule gehe, denkt sie noch gar nicht daran, aufzustehen, so müde ist sie noch.

Und jeden Tag ist das so!

Wenn aber der Freimarkt zu Ende ist, und die Buden wieder abgebrochen sind —?

Dann ist sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester und dem Wagen und der zusammengepackten Bude längst wieder nach einer anderen Stadt gefahren, und dort ist dann auch Freimarkt. Sie muß wieder Vorstellung geben als Athalia, das Phänomen. — Ich aber sehe sie nicht wieder bis zum nächsten Freimarkt. Und wer weiß, ob sie überhaupt wieder hierherkommt und Vorstellungen gibt.

Wo mag sie wohl sein, wenn ich groß bin? — Ob sie dann auch noch immer Vorstellungen gibt und Kunststücke macht? —

Ganz komisch kam ihm der Gedanke vor. — Oh, ich möchte wohl der liebe Gott sein, dachte Berni, dann wüßte ich ja, wie alles kommt.

Und nun alle die anderen Freimarktleute! — Sie reisen auch alle zusammen fort, von einem Markt zum andern. Auch in fremde Länder reisen wohl manche. Aber die meisten kommen doch im nächsten Jahre wieder zu uns. Ob das hübsche Mariosnettentheater wieder da sein wird? Und alle die Puppen auch?

Die Gedanken wollten ihn gar nicht loslassen, bis er endlich wieder zu Hause war. Da erwachte er aus seinen Träumereien und mußte schnell bei den Schularbeiten den ganzen Markt und das Marionettentheater und Athalia, das Phänomen, vergessen.

## 9. Kapitel

Mit Alex Wille hatte sich Berni doch noch einmal wieder vertragen, aber so ganz gut war die Freundschaft nicht wieder geworden. Seitdem er Fritz Kengsdorf kannte, spielte Berni viel öfter mit diesem als mit Alex.

Nun war es schon Anfang Dezember geworden, und der Winter setzte früh ein. Ende November hatte es bereits ein paar Tage starken Schnee gegeben, so daß die Kinder ihre Schlitten holten. Dann war Frost eingetreten. Die Stadtgräben überzogen sich mit einer Eisdecke, und die roten Schilder, die die Polizei anschlagen ließ und die vor zu frühem Betreten

des Eises warnten, waren an jeder Treppe zu lesen, die vom Ball zu dem Graben hinabführte. Aber die Jungens probierten doch jeden Morgen aufs neue, wieviel stärker das Eis in der letzten Nacht wieder geworden war.

Eines Tages kam Berni nach Hause und fragte: „Mutter, darf ich heute nicht Schlittschuh laufen? — Im Bürgerpark ist es schon erlaubt, und man kann ganz hinaus ins Blockland laufen. Heute wollen alle Jungens in meiner Klasse aufs Eis und Schlittschuh laufen. Herr Buschmann hat uns extra keine Arbeiten aufgegeben.“

Frau Becker war ein wenig zweifelhaft, aber zuletzt war sie doch einverstanden. Berni holte gleich seine Schlittschuhe vom Boden. Sie waren arg verrostet und ihm inzwischen zu klein geworden. Er bat so lange, bis ihm die Mutter Geld für ein paar neue gegeben hatte.

Ganz froh kam er mit einem Paar heim. Sie waren fein vernickelt und wurden auf eine neue, ganz einfache und viel bequemere Art angeschnallt. Im Augenblick saßen sie fest am Fuße.

Keiner war froher als Berni, der schon im vorigen Winter ein wenig das Eislaufen gelernt hatte. Nun war er sehr neugierig, ob er es wohl noch können würde.

Als er gerade seine neuen Schlittschuhe angeschnallt hatte, kam Alex, der auch am Nachmittag zum Eise wollte, um sich mit Berni zu verabreden. „Ja,“ antwortete Berni, „aber ich habe schon Fritz Kengsdorf versprochen, mit ihm zusammen zu laufen. Wir gehen zum Bürgerpark.“ — „Ach, den laß doch allein laufen, und geh du mit mir!“

Alex konnte nämlich Fritz Kengsdorf nicht leiden; aber Berni, der hin und wieder mit Fritz gespielt hatte, war beinahe schon sein Freund geworden. Es tat ihm auch immer noch leid, daß er mal so häßlich über Fritz und seine Schwester gesprochen hatte.

„Nein, Fritz geht auch mit. Ich hab es ihm nun einmal versprochen, und das halte ich auch!“ antwortete Berni. Da mußte sich Alex zufrieden geben.

Berni ging gleich zu Fritz und brachte ihm die alten Schlittschuhe. Sie waren ja auch noch gut und heil, sahen nur nicht mehr so schön aus.

Nachmittags machten sich dann alle drei auf den Weg. Sie gingen zum Kaffeehaus am Emmasee und schnallten unter. Berni half Fritz und zeigte ihm, wie die Schlittschuhe sitzen mußten.

Alex lief derweilen auf seinen neuen Halifar, auf die er sehr stolz war, schon voraus. Berni war der letzte, der anschnallte und fertig wurde. Ihm klopfte ordentlich das Herz vor Erwartung, ob er wohl gut auf den seinen fertig werden würde? — Zaghaft versuchte er ein paar Schritte. Ja, es ging! — Er fühlte, er hatte das Schlittschuhlaufen noch nicht wieder verlernt. Er mußte sich freilich bei jedem Schritt noch etwas vorbeugen und mit den Armen rudern, um sich im Gleichgewicht halten zu können, aber es ging doch alles besser, als er geglaubt hatte.

Nun liefen sie die langen Wasserzüge entlang. In der Nähe des Emmasees trafen sie noch viele andere Schlittschuhläufer, aber je weiter sie in den Park hinauskamen, desto leerer wurde die Bahn und desto besser kamen sie vorwärts.

Fritz Kengsdorf blieb immer dicht an Bernis Seite. Seine Freude über die geschenkten Schlittschuhe war sehr groß. Alex aber war stets weit voraus. Er schämte sich auch wohl, mit Fritz Kengsdorf zusammen gesehen zu werden.

Hinter der Meierei endlich trafen sie doch wieder zusammen. Sie verabredeten, auf Schlittschuhen Verstecken zu spielen. Berni sollte als erster die beiden anderen suchen. Alex und Fritz schrammten los, Berni blieb ruhig an seinem Plage stehen und hielt sich gewissenhaft die Augen zu.

Nach einiger Zeit, als er sich aufmachen wollte, die beiden zu suchen, ging gerade im Westen die Sonne unter. Der ganze Himmel flammte rosenrot, und die große Sonnenscheibe glimmte blutig zwischen den Bäumen des Parkes. Dunkle Wolken rahmten den Sonnenuntergang düster ein, die Bäume aber standen alle lautlos, und das weite Eis glänzte im Schein der letzten Sonnenstrahlen.

Es mochte wohl davon kommen, daß Berni sich eine Zeitlang die Augen zugehalten hatte, daß er auf einmal merkte, wie schön es in dem stillen Parke war. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Er sah sich ganz mutterseelen allein und fuhr auf seinen Schlittschuhen der untergehenden Sonne

zu. Wenn er sich einen tüchtigen Schwung gab und dann dahinglitt, war es ihm, als habe er Flügel und schwebe nur über das Eis.

Er hätte jubeln können, so schön war das. Aber noch schöner erschienen ihm der stille Park und der Widerschein des Abendrotes auf dem blanken Eise. Wie es ihm schon oftmals ergangen, so auch jetzt: die ganze Welt kam ihm verzaubert vor, alles war wie im Traum. So schön muß es sein, dachte er, wenn ein Engel aus dem Himmel herniederkommt und lautlos über die stille Erde dahinschwebt.

Er vergaß ganz Alex und Fritz zu suchen. Auf einmal stürzten beide hinter einem Busch mit lautem Hallo hervor und wunderten sich, daß Berni sie nicht gefunden hatte.

Sie kamen nun an die Stelle, wo die Wasserzüge des Bürgerparks fast mit dem langen Kanal zusammenstoßen, der ins Blockland hinausführt. Alex kannte die Stelle schon. „Hier können wir in zehn Schritten auf dem Torfkanal sein und fahren dann ins Blockland hinaus! — Kommt mal mit!“ rief er. Sie tappten alle drei, ohne erst abzuschnallen, über den Parkweg und durch Gebüsch hindurch und standen richtig gleich darauf auf dem Torfkanal.

Das Blockland ist im Sommer Wiesenland. So weit das Auge sehen kann, ist Grasfläche und nichts als Grasfläche. Im Winter aber ist das weite Land überschwemmt und gibt bei Frostwetter eine wundervolle, stundenweite Eisbahn.

Als sie nun ins Freie hinausfuhren, leuchtete der letzte Sonnenschimmer auf dem Eise und spiegelte sich in ihren Gesichtern.

Berni blieb aufatmend stehen und sah sich um. Hinter ihnen lag nun dunkel und unheimlich der schweigende Park, vor ihnen die endlose Eisfläche. Es war dunstig, so daß die Ferne verschleiert erschien. Jetzt bin ich wirklich in einem verwünschten Lande, dachte Berni und schaute mit großen Augen hinein in die Weite, die ihn lockte, weil sie im Dunste so märchenschön verhüllt war. — Oh, wie weit ist die Welt, und wie schön ist sie, jauchzte es in ihm. Das Blockland sah er heute zum erstenmal.

Im Osten ging der Mond auf. Es konnte heute nacht gar nicht dunkel werden. So bedachte er sich nicht weiter und fuhr mit den andern immer weiter und weiter auf das blanke Eis hinaus.

Bald bogen sie vom Kanal ab und fuhren nun über die überschwemmten Wiesen. Hier war vor ihnen noch kein Mensch gelaufen, spiegelglatt und ganz ohne Schrammen lag die Fläche vor ihnen. Und das Eis knarrte und ächzte bei jedem Schritt.

„Hält es uns auch?“ fragte Fritz Kengsdorf.

„Natürlich hält es! — Mein Vater ist gestern schon bis nach Kuhstel gelaufen, das liegt ganz dahinten im Nebel,“ antwortete Alex.

Je weiter sie vorwärts kamen, desto einsamer fühlte sich Berni. Als wäre er mit Alex und Fritz ganz allein auf der Welt, kam es Berni vor. Eine plötzliche Angst überfiel ihn; ob er wohl jemals wieder zu anderen Menschen kommen würde?

Er wendete sich gerade um, noch einmal nach dem schönen Abendhimmel zu schauen. So blieb er ein wenig zurück, und die anderen liefen voraus. Nicht weit von ihm ragte ein dicker Pfahl aus dem Wasser. Berni lief darauf zu, um einen Halt im Stehen zu haben. Aber kaum war er dem Pfahl so nahe gekommen, daß er ihn fast greifen konnte, da knackte und krachte es plötzlich unter seinen Füßen, und das Eis brach unter ihm weg. Hoch auf spritzte um ihn das Wasser. Ohne zu denken, griff Berni mit seinen Armen nach allen Seiten und packte mit seiner Rechten zum Glück noch eben das glitschige Holz des Pfahles. Mit aller Macht hielt er sich fest und begann zu rufen und zu schreien. Da kamen seine beiden Freunde, so rasch sie vermochten, heran. „Er ist eingebrochen! — Er ist eingebrochen! — Nee, so was aber auch!“ hörte Berni Alex sagen, und ein lautes Gelächter thönte ihm ins Ohr.

Das Unglück war so rasch gekommen, daß Berni gar nicht mußte, wie ihm geschah. Wie er Alex lachen hörte, glaubte Berni, es sei gar keine Gefahr dabei. Er versuchte, mit den Füßen den Grund zu fühlen, erreichte ihn aber nicht, sondern tauchte nur noch tiefer in die eisige Flut.

Im nächsten Augenblick vernahm er hinter sich wieder ein Krachen, und noch einmal krachte es. Und dann rief eine Stimme: „Berni, faß schnell an! — Faß schnell an!“

Er hielt sich mit einem Arm krampfhaft am Pfahle fest, löste den andern und blickte über die Schulter nach rückwärts. Da sah er, daß Fritz Kengsdorf eine lange Latte von einem Zaun abgebrochen hatte, der seitwärts halb noch aus dem Wasser

ragte. Fritz hatte sich platt auf das Eis geworfen und schob nun die lange Latte bis dicht an seine Arme heran. Da griff Berni zu und wurde nun triefend auf das Eis gezogen. Von oben bis unten mit Schlamm bedeckt, stand er vor Fritz und zitterte wie Espenlaub.

„Lauf, Berni! — Komm, wir wollen laufen, was wir können!“ sagte Fritz und faßte Berni an die Hand. So strebten sie, so rasch wie sie konnten, wieder dem Park zu. Eine Strecke hinter ihnen lief Alex. Er lachte von Zeit zu Zeit noch einmal laut auf und amüsierte sich über Bernis Aussehen.

Endlich hatten sie den Park erreicht und sausten nun auf den Wasserzügen zum Kaffeehaus zurück. Berni konnte zuletzt kaum noch vorwärtskommen, weil das nasse Zeug an seinem Körper steif wie ein Brett geworden war; aber er nahm alle Kraft zusammen.

Fritz schnallte ihm nun die Schlittschuhe ab, und dann ging's im Trabe nach Hause.

Die Mutter packte ihren Berni gleich ins Bett, machte ihm eine Wärmflasche und gab ihm dann heißen Tee zu trinken. Und Fritz blieb noch bei ihm.

Alex war sofort nach Hause gerannt und hatte sich nicht weiter um Berni gekümmert. Er wußte nur dumme Witze zu machen und über das Unglück zu lachen.

Berni mußte doch ein paar Tage im Bett bleiben, weil er sich tüchtig erkältet hatte. Fritz kam jeden Nachmittag und las ihm Geschichten vor, Alex ließ sich nicht sehen. Berni wollte aber auch nichts mehr mit ihm zu tun haben. Immer klang ihm noch das häßliche schadenfrohe Lachen des Jungen in den Ohren. „Ich glaube, wenn ich untergegangen und ertrunken wäre, hätte er auch noch gelacht. Ich mag ihn nicht mehr sehen! — Nie will ich wieder mit ihm spielen!“ sagte Berni zur Mutter.

Und Frau Becker gab Berni recht.

## 10. Kapitel

„Na Fritz, wohin willst du denn?“ — „Ich will meinen Vater abholen, er kommt um 6 Uhr von der Arbeit.“ —

„Darf ich mit?“ — „Ja, komm nur!“

Berni ging mit Fritz Kengsdorf die Brandstraße hinunter,

dem kleinen Markt zu. Schräg gegenüber von diesem zweigte die Karlstraße ab. Dort war die große Bautischlerei, in welcher Herr Kengsdorf arbeitete.

Fritz führte Berni durch das eiserne Tor, das offen stand, und über einen gepflasterten Hof. Hier lagerte Holzstapel neben Holzstapel, es blieb kaum ein breiter Gang übrig, daß ein Wagen hindurchfahren konnte.

Aus dem großen roten Fabrikgebäude hörten sie die Räder surren und die Sägen kreischen. Rechts war das Kontor, geradeaus führte eine Tür in das Maschinenhaus hinein.

Fritz ging voran. Der Maschinist in seinem blauen Dressanzuge stand am Eingange und fragte: „Willst du deinen Vater holen?“ Fritz nickte und Berni zog die Müze. „Wer ist denn das?“ — „Das ist Berni Becker, mit dem spiel ich immer. Dürfen wir mal reinkommen?“ — „Ja, kommt mir aber nicht an die Riemen und Räder!“

Der Maschinist wendete sich wieder der Dampfmaschine zu, die in der kahlen, aber sauberen Halle stand.

Berni schaute sich um. Fußboden und Wände waren mit blanken Fliesen belegt. Es sah alles sehr sauber in dem Maschinenhaus aus, nur dicht bei der Kesselheizung lag viel Kohlenstaub auf dem Fußboden. Es roch stark nach Schmieröl, und das Feuer unterm Kessel strahlte eine starke Wärme aus.

Der Maschinist schaufelte mit einer Kohlenschaufel immer noch mehr Kohlen unter den Kessel. Die Maschine puffte und stöhnte in einem fort wie eine Lokomotive. Das riesige Schwungrad aber lief so rasch herum, daß Berni nicht mehr die Speichen erkennen konnte.

Was waren doch an solcher Maschine alles für sonderbare Dinge zu sehen, die er noch gar nicht verstand. Da waren so viele messingne Handgriffe und Schrauben, Wasserhähne und Stangen und Räder, aber von keinem Dinge wußte Berni, wozu es da war und was es zu bedeuten hatte.

Eine armdicke eiserne Stange, die blizblank poliert war, kam aus einem eisernen Kasten heraus und fuhr immer hin und her und hin und her. Mit ihrem Ende saß sie an dem großen Schwungrade fest, wie die Hand am Griffe einer Kaffeemühle, und sie drehte das Riesenrad herum und immer wieder herum.

Dicht neben dem Schwungrade sah er eine Riemenscheibe,



über welche ein breiter Treibriemen nach oben führte. Ach, so ist das! dachte Berni, als er nach oben blickte. Dicht unter der Decke der Maschinenhalle lief nämlich eine eiserne Welle mit auch einer Riemenscheibe. Der breite Treibriemen verband sie mit der Riemenscheibe der Dampfmaschine. Er drehte die eiserne Welle so rasch, daß sie zu rasen schien.

Links führte eine schmale Tür in die Tischlerei. Fritz öffnete sie, und die Jungen blickten hindurch. Berni konnte sich zuerst gar nicht zurechtfinden, so viel Neues gab es zu sehen und so wirr kam ihm alles vor. Erst als er wieder nach oben, unter die Decke der Tischlerei geschaut hatte, fand er sich zurecht. Dort lief nämlich dieselbe eiserne Welle entlang, die durch den Treibriemen in der Maschinenhalle getrieben wurde. Und Berni sah, daß in der Tischlerei von dieser Welle, an welcher eine ganze Reihe Riemenscheiben saßen, viele Treibriemen zu den einzelnen Maschinen in der Fabrik führten und diese trieben. Alle wurden durch die eine Dampfmaschine in Gang gesetzt.

Das war doch eine feine Einrichtung, — Bernis Augen staunten in der Tischlerei herum. Dicht vor ihm stand ein großer Tisch, und ein Treibriemen von oben drehte ein blankes rundes Ding, das mitten in der langen Platte des Tisches saß und sich so rasch drehte, daß Berni nicht erkennen konnte, wie es eigentlich geformt war.

Da trat einer der Arbeiter heran und legte ein dickes, rauhes Brett auf den Tisch und schob es langsam von einem Ende bis zum anderen über das blanke Ding in der Mitte. Holzspäne flogen nach allen Seiten. Als das rauhe Brett ganz über das blanke Ding hinweggeglitten war, sah Berni, daß das Brett auf seiner Unterseite glatt gehobelt war.

Nun drehte der Tischler das Brett herum, legte die Oberseite nach unten und führte auch diese über das blanke Ding hinweg. Nach wenig Augenblicken war auch die Oberseite glatt gehobelt.

Aha, nun verstand er es! — Das war eine Hobelmaschine, die in wenigen Sekunden ein langes Brett ganz glatt hobelte.

Berni machte es großen Spaß, was er da sah. Er trat ein wenig näher heran. Der Tischler stellte die Maschine ab. Sie stand im Augenblick, und Berni sah nun, daß das blanke Ding in der Mitte des Tisches aus vier oder fünf scharfen Messern bestand, die von dem Brett, das darüber geführt

wurde, alles Rauhe abschnitten. Der ganze Fußboden war mit kurzen dünnen Spänen bedeckt.

Der Tischler prüfte das glatt gehobelte Brett mit den Augen und befühlte es mit den Händen, dann legte er es auf den nächsten Tisch.

War es noch nicht glatt genug? — Sollte es noch einmal abgehobelt werden? — „Was mag das nur für eine Maschine sein?“ fragte Berni Fritz leise. Der war ja schon öfters hier gewesen und kannte auch wohl alle Maschinen von seinem Vater. „Das ist die Fräsmaschine,“ antwortete Fritz.

Wieder blickte Berni aufmerksam hin und — o Wunder! — in der Maschine mußten wieder Messer sitzen, denn, nachdem das Brett über den ganzen Tisch gerutscht war, hatte sie ein Muster in das Holz hineingeschnitten. Die unterste Seite des Brettes war nun hübsch verziert, gerade wie ein Bilderrahmen oder ein Fensterrahmen: Wölbungen und Ausbuchtungen und scharfe Kanten hatte die Maschine in das Holz hineingeschnitten.

Der Tischler ging zum nächsten Tische, durch dessen Platte eine Bandsäge lief. Mit Zollstock und Bleistift maß er Längen ab und schob dann das lange Brett, das die Fräsmaschine so hübsch verziert hatte, an die Säge. Die schrie kreischend auf und schnitt im Augenblicke das Brett an den bezeichneten Stellen in verschieden lange Stücke, die der Tischler nach hinten brachte.

Dort sah Fritz auch seinen Vater in einer blauen Arbeitsschürze stehen.

Auf einmal tutete die Dampfpeife. Es war 6 Uhr, und nun gab es Feierabend. — Der Maschinist mochte wohl die Dampfmaschine abgestellt haben, denn gleich darauf drehte sich die Welle unter der Decke der Tischlerei nicht mehr. Die Treibriemen hingen schlaff herab und alle Maschinen standen still.

Ein paar Lehrlinge kamen und fegten die Späne und den Staub zusammen. Die Tischler banden ihre Schürzen ab und zogen ihre Röcke an.

Herr Rengsdorf trat zu Fritz und fragte: „Na du, was willst du denn hier?“ Fritz lächelte ein wenig verlegen und sprach: „Ich wollte dich abholen, Vater.“ — „Ja, ich muß aber noch Besorgungen in der Stadt machen, ich kann noch nicht mit-

gehen.“ — „Ach, Vater, komm doch gleich mit nach Hause!“ — „Nee, das kann ich nicht! — Ein kleines Stück könnt ihr mit mir gehen, ich komm dann später heim.“

Fritz machte ein trauriges Gesicht. Sie gingen zusammen über den Hof. Dicht hinter ihnen kamen andere Arbeiter.

Einer von diesen trat an sie heran, er hatte wohl denselben Heimweg.

Als sie zum kleinen Markt gekommen waren, begegnete ihnen ein junges, feingekleidetes Fräulein. Herr Kengsdorf zog tief den Hut und blieb stehen. „Guten Tag, Fräulein Lisi,“ sagte er, „wie geht's?“ Das Fräulein lachte: „Danke, gut, Herr Kengsdorf. Kommen Sie doch heute abend ein bißchen zu uns! Ich glaub, es wird wieder sehr gemütlich, und Vater wird sich freuen.“ — „Gewiß komm ich,“ erwiderte Herr Kengsdorf und sah Fräulein Lisi nach, wie sie in ihren Lackstiefeln und mit dem großen Federhute auf dem Kopfe vergnügt dahin stolzierte.

„Na, Lui,“ fragte der andere Tischler, „wer war denn das?“ — „Das ist Fräulein Pipenbrink, weißt du, aus der Kellerrwirtschaft in der Karlstraße.“ — „Na, die war ja mächtig aufgepußt! — Der Pipenbrink verdient wohl ein Heidengeld?“ — „Das kann ich dir versichern!“ antwortete Herr Kengsdorf, „das sind feine Leute, die Pipenbrinks. Und so nett dabei! Da fühlt man sich immer gemütlich, man mag hinkommen, wann man will.“ — „Ja Lui, wenn du ihnen so viel zu verdienen gibst! — Da kann das Fräulein wohl in Samt und Seide gehen. Das ist ja alles von deinem sauer verdienten Gelde mit gekauft, du Schafskopf!“

Kengsdorf machte ein ganz verdutztes Gesicht. „Wie meinst du das?“ fragte er bestürzt. — „Guck doch mal deinen Jungen an, den Fritz! — Nicht mal einen warmen Mantel gegen die Kälte hat er, und dann guck mal seine Stiefel an! — Natürlich, heiles Schuhzeug kann dein Junge ja nicht kriegen, du mußt doch dafür sorgen, daß Fräulein Pipenbrink Straußenseiden auf dem Hute tragen und in Lackstiefeln über die Straße stolzieren kann!“ — „Du bist wohl verrückt geworden!“ rief Herr Kengsdorf ärgerlich.

Der andere klopfte ihm auf die Schulter. „Hab ich denn nicht recht, Lui? — Besinn dich doch mal! — Solltest doch

wirklich lieber erst für deine Frau und die Kinder sorgen, als für fremde Leute.“ — „Halt doch dein Maul!“ rief Kengsdorf wütend. „Was geht dich das an, was ich tue!“ — „Na, das mußt du ja selbst wissen,“ antwortete der andere. „Ich hab's nur gut mit dir und deinen Kindern gemeint. — Guten Abend!“

Damit bog er in die Elisabethstraße.

Berni hatte aufmerksam zugehört. Fritz machte ein sorgenvolles Gesicht und blickte seinem Vater, der böse vor sich hinblickte, scheu in die Augen. Herr Kengsdorf ging wie in tiefen Gedanken dahin, zwei dicke Falten standen auf seiner Stirn. Unbemerkt leitete Fritz ihn in die Brandstraße hinein.

Berni sagte kein Wort, schweigend schritt er neben Fritz. Je weiter sie kamen, desto fröhlicher wurde Fritz, und als Berni sich von ihm verabschiedete, lächelte Fritz ihm vergnügt zu und flüsterte: „Heute wird meine Mutter sich freuen! — Heute geht Vater nicht in die Wirtschaft.“

## 11. Kapitel

Es war am letzten Tage des Jahres. Seit Weihnachten lag draußen hoher Schnee. Berni stand am Stubenfenster und blickte in das Gewirbel der tanzenden Flocken hinein.

Wie gemütlich war es bei solchem Wetter doch in der warmen Stube! Gestern war er erst mit der Mutter wieder aus Heidendorf zurückgekehrt, wo sie ein par Tage zu Besuch gewesen waren.

Er hatte allerlei in den Ferien erlebt.

Am Weihnachtsabend hatte auch in ihrer Stube der Baum gebrannt. Berni hatte mit glücklichem Gesicht neben der Mutter gegessen und die schönen Weihnachtsgeschenke betrachtet, die er bekommen: das dicke bunte Märchenbuch mit lauter Geschichten, die er noch nicht kannte, den Robinson, den neuen Wintermantel und die Gummischuhe und was ihm die Mutter sonst noch unter den Baum gelegt hatte.

Die Stube hatte so schön nach Lammengrün und Festkuchen geduftet, und sie waren beide von Herzen froh und glücklich gewesen. — Für Kengsdorfs hatte die Mutter einen großen Korb voll Eßwaren und Kinderzeug gepackt, und Berni hatte ihn selbst hingetragen. Keiner bei Kengsdorfs hatte gemerkt,

woher die Sachen kamen, denn Verni hatte sein Regencap mit der Kapuze umgeschlagen, und seine Stimme hatte er verstimmt.

Der Gang zu Kengsdorfs war eigentlich das Schönste am Weihnachtsabend gewesen.

Am nächsten Morgen war Verni dann mit seiner Mutter nach Heiddorf gefahren, um dort ein paar Tage zu bleiben. Onkel Johann holte sie mit dem Wagen von der Bahn, und dann waren sie durch die tiefverschneite Heide gefahren. Wie so anders hatte doch die Gegend ausgesehen als damals im Sommer, als er zuletzt draußen gewesen war.

Aber kalt war's gewesen. Auf dem zugigen Wagen hatten Verni jämmerlich die Ohren gefroren. So war er froh gewesen, als er dann in die warme Stube unter dem Strohdache gekommen war. Da hatten wieder auf der Tenne, gerade wie damals im Sommer, die Hühner gegackert, die Kühe im Stalle gebrummt und die Pferde hin und wieder gestampft.

Die Kinder, Fann und Lina, hatten sich sehr über die bunten Taschentücher gefreut, die ihnen die Mutter mitgebracht hatte.

Am Nachmittage hatte dann der Onkel noch einmal wieder angespannt, um mit den Kindern und der Mutter ins Kirchdorf zu fahren. So war Verni allein bei der Tante geblieben. Die versorgte draußen das Vieh und wirtschaftete im Hause herum; Verni aber war hinausgelaufen. Der Schnee lag über einen Fuß hoch und knitterte bei jedem Tritt. Verni war ganz bis in die Heide gegangen, das machte ihm vielen Spaß, so durch den Schnee zu stampfen. Kein Mensch begegnete ihm. Das Land war wie ausgestorben, nur ein paar hungrige Krähen scheuchte er auf. Wie er merkte, daß es zu dunkeln begann, blieb er stehen und schaute über das weite, verschneite Land. Duster hoben sich in der Ferne die kahlen Bäume von dem grauen Himmel ab. Da wurde ihm plötzlich traurig zumute, weil er sich so einsam und verlassen im weiten Felde mutterselennallein fand. Eine Angst — er wußte nicht um was — kroch ihm auf einmal ins Herz. Es war ihm, als müsse er nun immer weiter hinauswandern, und niemals käme er wieder zu Menschen zurück. — — — Erschreckt machte er kehrt und lief, was er konnte, um nach Hause zu kommen. Aber da fing es ganz dicht an zu schneien, so daß Verni nicht mehr sehen

konnte, wo er gegangen war. Auf gut Glück rannte er geradeaus. Unter einer großen Birke, die ihm ein wenig Schutz gegen die vom Winde getriebenen Schneeflocken bot, machte er ganz außer Atem halt. Merkwürdig, dachte er, auf dem Hinwege hast du doch die Birke gar nicht gesehen! — Er sah sich nach allen Seiten um, aber in dem Schneegestöber reichte der Blick nicht weit.

Verwirrt machte er sich dann wieder auf den Weg. Es ging sich sehr schlecht zwischen den Heidebüscheln; das Schlimmste aber war, daß er nicht wußte, ob er auch noch die Richtung nach Hause hatte. Wenn er sich nun verlor und nicht wieder heim kam! — Er wußte ja, daß die Heide endlos weit war. Die Tränen kamen ihm in die Augen, als er daran dachte. Aber was sollte er machen? — Er rief und rief, aber wer konnte ihn hören? — Immer weiter lief er in seiner Angst und wußte bald nicht mehr aus noch ein. „Mutter!“ rief er, so laut er konnte, und sah sich nach allen Seiten um. Alles blieb totenstill. — Noch einmal rief Verni: „Mutter, komm doch!“ — Da — was war das? — Klang da nicht ein Ton? — Er lauschte. Nein, nur das Wehen des Windes und das Rieseln der Flocken vernahm er. Er mußte sich getäuscht haben. Wieder schrie Verni, so laut er konnte. Da sah er seitwärts einen schwarzen Punkt auf dem Schnee, der sich schnell bewegte. War es eine Krähe, die davonslog, durch sein Rufen aufgeschreckt?

Der Punkt kam näher, wurde größer und deutlicher, und dann — hörte Verni ein lautes Gebell. Es war ein Hund Oh, wie freute er sich, als er wenigstens ein lebendes Wesen in seiner Nähe wußte!

Und der Hund kam in großen Sprüngen dicht zu ihm heran, heroch ihn und bellte und wedelte mit dem Schwanz. Da sah Verni, daß es Leo, der neue Hund des Onkels war, der so laut gebellt hatte, als sie am Morgen angekommen waren. „Leo, nach Hause!“ rief Verni ihm zu. Da lief das Tier ein wenig voraus, aber nach einer ganz anderen Richtung, als Verni bisher gegangen war.

Er folgte dem Hunde, der bellend vor ihm hersprang. Dann sah er fern vor sich dunkle Bäume aufragen und einen Hausgiebel. — Und dann war er daheim. Er weinte vor Freude,

als er im Hause war, aber er sagte doch der Tante kein Wort davon, welche Angst er ausgestanden hatte und in welcher Gefahr er sich befunden.

Ach, wie war er froh gewesen, wieder in der warmen Stube sitzen zu können. Die Tante saß am Ofen und spann Flachs. Das gelbe Lampenlicht floß milde über den Tisch und Stuhl und strahlte wider von dem guten alten Gesicht der Tante. Leise tickte die Wanduhr, und behaglich knisterte das Feuer im Ofen. Da wurde ihm so heimelig zu Sinn. Wie ist es doch schön hier! dachte er, und es sind doch gar nicht so schöne Sachen, die in der Stube stehen. Aber die geblühten Gardinen an den Wandbetten, das gelbe Lampenlicht und die dämmerigen Zimmerecken, die eifrig spinnende Tante, die mit niedergebeugtem Kopfe den Faden zog, und der weiße Sand auf dem Fußboden — alles kam ihm wie in einem Märchen vor.

Die Angst, die ihn draußen in der verschneiten Heide gepackt hatte, war vergessen. Hier in der kleinen Bauernstube fühlte er sich sicher und geborgen, so märchenhaft fremd sie ihm auch erschien.

Dann klang ganz in der Ferne ein leises Schellengeläute. — „Nun kommen unsere Leute schon wieder!“ sprach die Tante und stand auf, um für warmen Kaffee zu sorgen. Da fuhr Berni aus seinen Träumereien empor. Er hörte den Wagen vorfahren, vernahm Stimmen, und dann trat seine Mutter ins Zimmer.

Berni zog sie zu sich auf das Sofa und drückte sie immer von neuem an sich, so daß die Mutter ihm verwundert in die Augen sah. „Ich habe Heimweh nach dir gehabt, liebe Mutter. Es war hier so schön, aber du warst nicht da, flüsterte er ihr ins Ohr.

---

Gestern waren sie nun wieder nach Bremen zurückgefahren.

Berni trat vom Fenster zurück und setzte sich an den Tisch, um wieder in seinem Märchenbuche zu lesen von Sindbad dem Seefahrer und seinen Abenteuern. Bald war er so in sein Buch vertieft, daß er alles um sich her vergaß. Er bemerkte nicht einmal, daß die Mutter die Lampe angezündet hatte und später das Abendessen hereintrug.

„So, Berni, nun leg auch dein Buch weg und laß uns

essen!“ — Da schaute er mit verwunderten Augen auf und mußte sich wirklich besinnen, wo er war.

Schweigend aß er sein Butterbrot, immer noch mußte er an die seltsamen Abenteuer des Sindbad denken. „Ich muß dir noch dein Buch wieder fortnehmen, du liest viel zu viel darin,“ neckte ihn die Mutter. — „Nur ja nicht, Mutter!“ wehrte sich Berni, „die Geschichten sind zu schön. — Ich möchte auch wohl im Morgenlande leben.“

„Gefällt's dir denn bei mir nicht mehr?“

Berni schaute seine Mutter nachdenklich an. „Ach ja,“ sprach er, „hier ist auch alles so wunderbar.“

Die Mutter lächelte. „Doch, Mutter! — Oft ist alles gerade wie im Märchen. — Ist es denn z. B. nicht wunderbar, daß man abends einschläft und am Morgen wieder aufwacht? — Ich wollte, ich wüßte, wie das alles kommt und warum das so ist.“ — „Ja, liebes Kind, es gibt vieles, was wir nicht erklären können und wohl nie wissen werden.“

Berni saß wieder in seine Gedanken versunken. „Wenn ich doch auch solch einen fliegenden Koffer hätte oder eine Zauberlampe, so daß ich immer gleich da bin, wo ich sein möchte,“ meinte er nach einiger Zeit. „Aber hier ist's ja auch schön, nur ganz, ganz anders schön als in den Märchen.“ Er strich seiner Mutter leise über die Hand und streichelte ihre Backe. „Von dir möchte ich doch nicht weg, und wenn ich auch eine Zauberlampe hätte.“

Da klopfte es an die Tür. Frau Kengsdorf trat ein. Sie hatte rotgeweinte Augen.

„Nun, Frau Kengsdorf, was ist? — Sie sehen ja so bekümmert aus.“

„Man kommt doch nicht aus dem Unglück heraus, Frau Becker,“ sprach sie leise, „heute morgen hat man mir den Fritz todkrank aus dem Hause geholt.“

„Den Fritz?“

Frau Kengsdorf nickte. „Heute morgen ist er mit dem Sanitätswagen nach dem Krankenhause gekommen, Scharlach, sagt der Doktor.“

Sie weinte still vor sich hin. Frau Becker blickte sie erschrocken an. Gestern abend war Berni noch bei Fritz gewesen, um mit ihm zu spielen. Aber Fritz hatte schon im Bette gelegen und Fieber gehabt.

„Wir haben solch schönes Fest gehabt, sie glauben es gar nicht!“ erzählte Frau Kengsdorf. Mein Mann ist wie umgewandelt, er geht keinen Abend mehr aus dem Hause und trinkt überhaupt nicht mehr. Ein Freund, der auch in der Tischlerei arbeitet, hat ihm mal ordentlich die Wahrheit gesagt. — Einen Baum haben die Kinder auch zum Feste gehabt, sie waren so froh und glücklich. Ich dachte schon, jetzt werden's ja wohl endlich mal wieder bessere Zeiten für uns und alles wird noch gut. Da legt sich vorgestern der Frig, und heute hat man ihn mir schon genommen.“

Die Mutter tröstete Frau Kengsdorf, so gut sie konnte. Die trocknete denn auch ihre Tränen und bedankte sich noch vielmals für die schönen Weihnachtsgeschenke. Frau Kengsdorf hatte Berni doch gleich erkannt, aber ihre Kinder wußten heute noch nicht, wer der Junge gewesen, der den Korb gebracht hatte.

„Nun sitzt mein Mann zu Hause und grämt und sorgt sich so um den Jungen. Ach, wenn wir ihn doch erst wieder im Hause hätten!“

Als Frau Kengsdorf nach einer halben Stunde gegangen war, brach erst die Sorge der Mutter durch, daß sich Berni gestern bei seinem Besuche mit der schlimmen Krankheit angesteckt haben könnte. Sie wollte gleich morgen mit ihm zum Arzt gehen, sowie er sich nur im geringsten schlecht fühlen würde. Aber Berni fühlte sich gesund und munter und verstand die Sorge seiner Mutter gar nicht. Er versuchte, sie auf andere Gedanken zu bringen, und fragte deshalb: „Was hast du eigentlich in dem Pappkasten mit dem Rosenmuster, der unten in der Kommode steht?“ — „Lauter kleine Andenken, mein Kind.“ — „Ach bitte, Mutter, zeig ihn mir doch mal, ich möchte so gern wissen, was du darin aufbewahrst.“

Da holte die Mutter den Kasten, den Berni sehen wollte. Er hatte vier niedliche altmodische Messingfüßchen und war ganz mit buntem Papier, auf welches Rosen gedruckt waren, beklebt. Berni rückte neugierig heran, als die Mutter ihn öffnete.

Ach, was lagen alles für schöne Sachen und Säckelchen darin! — Ein kleines silbernes Herz an einer feinen Kette — die Mutter hatte es zu ihrer Konfirmation geschenkt bekommen — ein bunter Glasknopf, der an ihrem ersten Kleidchen gewesen und den die Großmutter für sie aufgehoben hatte. In

einem kleinen Etui lag der erste Zahn, den Berni verloren, und neben ihm des verstorbenen Vaters Trauring. Auch eine Menge Briefe, die er ihr vor Jahren geschrieben, lagen zu einem Bündel verschnürt in dem Kasten. „Wenn du groß bist, darfst du sie alle lesen, mein Kind. Jetzt verstehst du sie doch noch nicht,“ sprach die Mutter. Dann nahm sie ein zusammengefaltetes Papier heraus, darin bewahrte sie eine Haarlocke von ihrer verstorbenen Mutter auf. Es waren ganz lange, silbern glänzende Haare, und Berni betrachtete sie ehrfürchtig, als ihm die Mutter erzählte, wie gut und brav seine Großmutter allezeit gewesen und wie sehr die Leute sie geliebt und verehrt hatten.

„Sieh, mein Kind,“ sprach die Mutter, „seit mehr als zweihundert Jahren hat unsere Familie schon in Heiddorf gewohnt und die Hoffstelle besessen, und immer sind es brave und tüchtige Leute gewesen, und nie hat einer aus meiner Familie etwas Schlechtes getan. Vaters Familie aber hat, soviel er wußte, stets in Bremen gelebt, und es sind auch alles geachtete und fleißige Leute gewesen.“

Berni saß still bei seiner Mutter und besah jedes kleine Stück, das sie aus dem Kasten nahm, und ließ sich von ihr erzählen, woher es stammte und warum sie es aufgehoben hatte. Und die Mutter berichtete und erzählte ihm viel von seinem Vater und von ihrer Jugend und von alten Zeiten.

Berni aber konnte von den alten Zeiten gar nicht genug hören. Als aber die Mutter die Uhr schon zehn schlagen hörte, stand sie schnell auf und schickte Berni ins Bett.

## 12. Kapitel

Alle Kinder in der Brandstraße kannten Gröningers und wußten, daß sie die reichsten Leute in der Straße waren. Gröningers wohnten in der großen Etage an der Ecke des Kleinen Marktes, am Ende der Brandstraße.

Frau Gröninger hielt sich auch eine Köchin, die nur zu kochen brauchte und sich weiter gar nicht um die andere Hausarbeit kümmern sollte. Auch ein Kinderfräulein war im Hause.

Berni war schon einige Male oben bei Gröningers in der Wohnung gewesen und hatte mit Alfred und Lissi gespielt. Meist spielten die beiden nicht mit den Kindern, die in der

Straße wohnten. Die waren der Mutter nicht fein genug. Wie hatte Berni gestaunt, als er die mit dickem Plüsch überzogenen feinen Möbel und die schweren seidenen Portieren sah, die Gröningers in ihrer Wohnung hatten.

Herr Gröninger mußte wohl viel, viel Geld verdienen. Er war Prokurist in einem großen Kaufmannsgeschäfte, hielt sich ein Reitpferd und trug alle paar Wochen einen neuen Anzug. Auch Frau Gröninger sah man nur in Samt und Seide, und die Kinder waren ebenfalls stets in neuen Kleidern.

Und was für Spielsachen sie hatten! — Ein großer Schrank voll stand im Kinderzimmer. Sechzehn Puppen hatte Lissi und ein ganzes Puppenhaus dazu; und Alfred hatte Eisenbahnen und Dampfschiffe und alles, was dazugehörte, Bleisoldaten und eine Festung und große Källe, und überhaupt das Schönste und Beste, was man sich nur denken konnte.

Sonntags machten sie bei schönem Wetter Landpartien oder empfangen Besuch zu Hause. Das Kinderfräulein kam hin und wieder zu Frau Becker in den Laden und erzählte dann zuweilen, was für reiche Leute Gröningers seien und wie es bei ihnen im Hause verschwenderisch herginge. Nur das Teuerste und Beste wurde angeschafft, und nichts war Frau Gröninger gut genug.

Eines Tages aber brach das Unglück herein, und der Hochmut nahm ein Ende mit Schrecken. Einer erzählte es dem anderen, daß Herr Gröninger große Summen unterschlagen habe und nun zur Strafe ins Gefängnis gekommen sei.

Berni hatte auch davon gehöret. Er wollte es aber nicht glauben und fragte seine Mutter danach. „Ja,“ sprach die, „gestern abend spät, als Herr und Frau Gröninger gerade aus einer Gesellschaft kamen, sind zwei Schutzleute gekommen und haben ihn gefesselt zur Polizei gebracht. Er soll dem Geschäfte viele Tausende unterschlagen haben, und sein Prinzipal ist über Nacht ein armer Mann geworden. Frau Gröninger hat es gar nicht glauben wollen und weint immerzu darüber, daß man ihren guten Mann so unschuldig ins Gefängnis gebracht hat. Sie meint immer noch, seine Feinde haben ihn nur verkläst und er habe all das Geld rechtmäßig verdient, was sie verbraucht haben.“

„Und Alfred und Lissi?“ fragte Berni.

„Für die Kinder ist's am schlimmsten. — Die sind eben solch ein gutes Leben so gewöhnt worden, daß sie sich wohl nur schwer in die Not, die jetzt über sie kommt, finden werden.“

Berni bekam Alfred und Lissi indessen gar nicht zu sehen. Sie durften wohl nicht auf die Straße gehen oder sie schämten sich vielleicht vor den anderen.

Das Kinderfräulein und die Köchin wurden nach wenigen Tagen entlassen, sie mußten sich nun bei anderen Herrschaften eine Stelle suchen. Dann ging auch das Hausmädchen, und bald darauf war bei Gröningers große Auktion. Der ganze Hausstand wurde versteigert. Die prachtvollen Sofas und Divans, Tische und Stühle, Gardinen und Portieren, silbernes Tischgerät, Vasen und andere Nippfachen, Wäsche, Kleider, Schränke und Kisten und Kasten — alles, alles wurde an die Leute verkauft, die das meiste Geld dafür geben wollten.

Und dann war die ganze Wohnung ausgeräumt, und Frau Gröninger zog mit den Kindern fort. Sie mietete eine ganz kleine Wohnung, die nur eine Stube und eine Kammer und eine Küche hatte, in der Emmastraße, dicht bei der Brandstraße.

Einmal sah Berni Frau Gröninger nachdem noch auf der Straße. Sie ging ganz in Schwarz, als wenn sie Trauer habe, und ihr Gesicht war durch einen dichten Schleier verdeckt. Sie bemerkte auch gar nicht, daß Berni seine Mühe zog, und schritt so rasch dahin, als sei ein Unglück passiert. Alfred und Lissi waren in eine andere Schule gekommen, weil ihre Mutter nun das teure Schulgeld nicht mehr bezahlen konnte.

So hatte die ganze Herrlichkeit plötzlich ein unerwartetes Ende genommen. Und in der Zeitung stand, daß Herr Gröninger wegen seiner vielen Unterschlagungen zu langer und schwerer Gefängnisstrafe verurteilt worden war.

Berni hatte sich doch eines Tages auf den Weg gemacht, um Alfred zu besuchen, er tat ihm so sehr leid. „Er kann doch nichts dazu, daß er einen solch schlechten Vater hat; und er ist früher immer ganz nett mit mir gewesen; warum soll ich nun nicht mal wieder mit ihm spielen?“

Bernis Mutter war es freilich nicht ganz recht, daß er hingehen wollte, doch sie sprach: „Komm aber gleich wieder,

wenn du merkst, daß es Frau Gröninger vielleicht nicht paßt, daß du mit ihren Kindern spielst."

So war er denn hingegangen und hatte auch ihre neue Wohnung schnell gefunden. Frau Gröninger war nicht da, Alfred und Lissi waren ganz allein.

"Alfred, ich wollte mit dir spielen," sagte Berni. Alfred sah Berni verwundert an. "Ich habe aber fast gar keine Spielsachen mehr. Mama hat alles verkauft, seitdem Papa nach Amerika gefahren ist." — "Wir können ja auch ohne Spielsachen spielen. — Ich weiß etwas! Wollen wir uns was aus Papier ausschneiden?"

Alfred und Lissi holten Zeitungspapier und Schere herbei, und Berni schnitt Puppen und Kleider und Tische und Stühle und ein großes Sofa aus Papier aus. Sie spielten zusammen, bis Frau Gröninger wieder heimkam. Sehr ernst und blaß sah sie aus und sprach gar nicht, kaum daß sie den Kindern einen guten Tag bot. Sie setzte sich gleich auf einen Stuhl am Fenster und blickte düster vor sich hin.

Als Berni dann fortging, bat Alfred und Lissi ihn, er möchte doch morgen gleich wiederkommen, denn sie hätten jetzt niemanden mehr zum Spielen.

Berni ging noch schnell einmal zu Frau Kengsdorf, um zu fragen, wie es Fritz ginge. Frau Kengsdorf sah recht verweint aus. "Schlecht geht es ihm, Berni, ganz schlecht geht es dem Jungen! — Gestern war ich im Krankenhause und wollte ihn besuchen. Eine schöne, saftige Apfelsine hatte ich ihm mitgenommen, aber ich durfte sie ihm nicht geben. Und ich durfte auch nicht einmal mit ihm sprechen. Der Doktor hatte Besuch für ihn verboten. Ich hab ihn nur durch ein kleines Fenster von weitem gesehen. Da habe ich ihm immer zugenickt, er guckte auch einmal nach mir hin, aber ich glaube, er hat mich nicht erkannt. Er möchte wohl wieder Fieber haben. Und gerade, wie ich wieder wegwollte, da hörte ich ihn ganz laut rufen: Mammi, Mammi, wo bist du? — Da hab ich doch so weinen müssen! — Und ich wollte hinein und ihm doch wenigstens die Hand geben und ein paar Worte zum Troste sagen, aber die Schwester wurde böse und litt es nicht, und dann hat sie mich mit Gewalt fortgebracht. — Ach, du glaubst nicht, wie bitter das war. Das kann nur eine Mutter fühlen, wie weh das tut!"

Sie weinte laut auf. Herr Kengsdorf war schon von der Arbeit gekommen. Er saß still beim Ofen und hatte den Kopf in beide Hände gestützt.

"Wenn ich doch erst meinen Jungen wiederhätte, meinen guten Jungen!" schluchzte sie unter Tränen. "Wenn ich ihn nur erst gesund und munter wiederhätte! — Was wollte ich mich freuen!"

Berni hörte ihre Klage traurig an und wußte nicht recht, was er dazu sagen sollte.

Da klopfte es an die Thür. Leise öffnete sie sich, und eine Krankenschwester trat herein. "Sind Sie Herr Kengsdorf?" fragte sie und trat auf Frizens Vater zu. "Jawohl, Schwester!" antwortete er. "Ach kommen Sie doch mal eben mit, ich muß etwas mit Ihnen besprechen!"

Herr Kengsdorf ging mit der Schwester auf den Flur hinaus. "Gott im Himmel, was ist? — Was ist das?" stotterte Frau Kengsdorf und blickte den beiden schreckensbleich nach. Von draußen hörte man die sanfte, leise Stimme der Schwester, auf einmal schrie Herr Kengsdorf laut auf. Dann kam er bleich und verstimmt wieder in die Stube und blickte mit ganz entsetzten Augen an den Wänden herum. Es war als sähe er seine Frau gar nicht.

Die Schwester folgte ihm auf dem Fuße. — "Nein, nein, Herr Kengsdorf, das müssen Sie nicht tun. Sie dürfen sich nicht so aufregen! Was Gott schickt, das müssen wir in Geduld tragen."

Raum hatte Frau Kengsdorf diese Worte gehört, da stand sie, kreideweiß im Gesicht, von ihrem Stuhle auf. Angst erfüllt blickte sie ihren Mann an. Ihre Lippen bewegten sich, als wolle sie was sagen, aber kein Ton war zu hören. — Die Schwester trat auf sie zu und sagte: "Liebe Frau Kengsdorf, ich bringe Ihnen leider eine traurige Nachricht aus dem Krankenhause. Bitte, fassen Sie sich, liebe Frau! Sie wissen ja, daß auch die beste Pflege und der tüchtigste Arzt oft ganz machtlos sind — —"

Lautlos sank Frau Kengsdorf auf ihren Stuhl zurück, und ihr Kopf sank hintenüber.

Berni hatte gleich verstanden, was vorging, aber er wußte auch nicht, was er sagen oder tun sollte. Er legte nur seinen

Arm um Frau Kengsdorfs Kopf, um sie zu stützen, denn es sah aus, als verlore sie die Besinnung.

Die Schwester bat ihn, ein Glas Wasser zu holen. Das tat er auch rasch. Als er wieder hereinkam, hörte er, daß die Schwester Frau Kengsdorf mit leiser Stimme tröstete.

Herr Kengsdorf aber saß und weinte in einem fort, in einem fort.

Endlich ging die Schwester wieder.

Berni fühlte sich todunglücklich. Nun war ja Fritz, sein bester Freund gestorben, sein guter Kamerad, der ihm das Leben gerettet hatte.

Ganz verstimmt kam er heim und konnte es immer noch nicht glauben, daß er Fritz nun nie wiedersehen würde.

„Junge, wie siehst du aus? — Was ist dir begegnet?“ rief die Mutter erschrocken, als Berni ins Zimmer trat.

Er erzählte.

„Mutter, wie schrecklich ist das? — Nun stirbt gewiß Frau Kengsdorf auch! Sie ist ganz krank von der vielen Aufregung und solchen Kummer hat sie. — Warum hat der liebe Gott das nur so gemacht, daß die Menschen sterben müssen?“

Die Mutter zog ihn an sich und antwortete nicht gleich. Eine Zeitlang saßen sie beieinander und hielten sich umschlungen. Dann sprach die Mutter leise: „Nun ist der Fritz oben beim lieben Gott im Himmel, wo auch alle die Engel sind. Und seine ältere Schwester, die wir gar nicht gekannt haben und die vor vier Jahren gestorben ist, ist gewiß bei ihm. — Nun ist Fritz nicht mehr krank, sondern fühlt sich frisch und gesund und freut sich, bei Gott im Himmel zu sein. Vielleicht schaut er vom Himmel herunter und sieht seine Mutter um ihn weinen und seinen Vater sich grämen und versteht gar nicht, daß sie um ihn trauern, nun er es doch so gut hat. — — — Er schüttelt sicher den Kopf und denkt: Wenn sie doch nur wieder froh wären! Sie wissen ja nicht, wie unbeschreiblich schön es im Himmel ist. — Denn da oben gibt es keine Krankheit und keinen Kummer und Tod. Ewig lebt er nun in der Freude und wartet darauf, daß auch sein Vater und seine Mutter und die kleine Sophie erst bei ihm sind. — — Wir wissen ja nicht, warum Gott alles so eingerichtet hat,

und warum wir Menschen hier auf der Erde oft so lange leiden müssen und dann sterben. Nur Gott weiß es, warum es so sein muß, und er weiß alles am besten, Kind. Wir wollen ihm danken, daß wir beide noch hier sein dürfen und uns liebhaben und jeden Tag satt zu essen finden.“

Berni antwortete nichts. Wie sonderbar ist es doch, mußte er immer wieder denken, daß die Menschen sterben und daß man jeden Tag älter wird. Alles, alles im Leben ist so merkwürdig. — — —

Als Berni im Bette lag und schlief, machte sich die Mutter auf und ging zu Frau Kengsdorf, um sie zu trösten und mit ihr zu weinen.

### 13. Kapitel

Drei Tage darauf wurde Fritz begraben. — Frau Becker konnte wegen ihres Geschäftes nicht mitgehen, Berni fuhr mit der Elektrischen allein zum Krankenhaus. Der schlichte schwarze Sarg wurde auf den Leichenwagen gehoben und der kleine Zug setzte sich in Bewegung.

Dicht hinter dem Sarge gingen Herr und Frau Kengsdorf mit der kleinen Sophie, die nun ihr einzigstes Kind war. Berni ging zwischen ein paar Nachbarfrauen, er trug einen großen Kranz mit weißen Blumen, den die Mutter bestellt hatte. Mehr Leute folgten nicht.

Berni sah oft nach vorn auf den schwarzen Sarg, auf dem ein langer grüner Kranz und ein paar kleine Dufette lagen. Ob Fritz nun wohl sieht, daß er begraben wird? Und ob er sich nun wohl freut, daß er im Himmel ist und nicht mehr bei uns? Oder ob er auch noch gern weitergelebt hätte? —

Berni konnte keine Antwort auf diese Fragen finden. Ihm war zu traurig zumute. Er sah Frau Kengsdorf weinen. Das machte ihn so trostlos, daß er am liebsten wieder im Hause gewesen wäre. Und der kleinen Sophie, die mit einem Fuße bei jedem Schritte hinkte, schien der Weg viel zu weit zu werden.

Eine dumpfe Müdigkeit legte sich auf ihn, er ging wie im Traume und sah nicht mehr nach rechts noch links.

Endlich waren sie auf dem Ahrensberger Kirchhofe angekommen. Der Sarg wurde vom Wagen gehoben, und die



Lotengräber nahmen ihn auf die Schulter. Weit, bis zum hinteren Ende des Friedhofes trugen sie ihn. Dort war das Grab gegraben.

Ehe der Sarg hinabgelassen wurde, nahmen die Lotengräber ihre Kappen ab, und alle sprachen leise ein Gebet.

Und dann senkte man den Sarg langsam hinab. Jeder warf eine Handvoll Erde als letzten Gruß auf den Sarg, und Berni legte seinen Kranz am Grabe nieder. Die Frauen weinten allesamt, und Herr Kengsdorf schluchzte laut auf. Auch Berni hatte die Augen voll Tränen, ihm war zum Sterben traurig. Er dachte dabei gar nicht an Fritz, den die schreckliche Krankheit nun so plötzlich von ihm gerissen hatte, er sah nur immer der Mutter ins Gesicht und hätte gern alles getan, um sie zu trösten, aber er wußte nicht, was er tun oder sagen sollte. Fest hielt er Sophies kleine Hand in der seinen und streichelte ihre Wacke.

Dann machten sich alle wieder auf den Heimweg.

Berni wollte noch einmal das Grab seines Vaters aufsuchen. Er ging zwischen den vielen Reihen umher, aber er konnte es doch nicht finden. Schließlich gab er es auf und fuhr rasch mit der Elektrischen nach Hause. Er stand auf der vorderen Plattform, und wie der Wagen so mit Windeseile die lange Chaussee dahinfuhr, fiel auf einmal alle Traurigkeit von ihm ab. Er atmete hoch auf und dankte im Herzen Gott, daß er noch lebte. Lieber als im Himmel will ich doch noch bei meiner guten Mutter bleiben, dachte er. So kam er ganz froh wieder heim.

Als er am Abend mit der Mutter in der Stube saß, kam zu Frau Beckers größter Überraschung Frau Grdninger in den Laden. Sie blieb eine ganze Zeit, und Berni hörte die beiden Frauen angelegentlich miteinander reden. Dann trat endlich die Mutter wieder in die Stube und sagte: „Denk dir, Frau Grdninger hat mir einen großen Packern Stickereien gebracht, die soll ich für sie verkaufen. Ich will gleich morgen einige von den Sachen ins Schaufenster legen. Sie sind ziemlich billig und doch sehr fein gearbeitet. — Die Frau tut mir schrecklich leid, sie weiß nicht, woher sie morgen Brot für ihre Kinder bekommen soll! — Na, hoffentlich werd ich die Arbeiten auch alle los. Ein bißchen Geld hab ich ihr gleich mitgegeben,

weil sie so in Verlegenheit ist. Sie fragte auch, ob sie nicht für mich nähen könne, das Weißnähen verstände sie sehr gut. Sie hat es als junges Mädchen gelernt. Morgen früh kommt sie, ich will es mal ein paar Tage mit ihr versuchen und sehen, was sie kann.“

„Mutter, dann hast du ja auch gleich jemanden, der auf den Laden passen kann, wenn du mal in der Stadt zu tun hast. Dann bleibt einfach Frau Grdninger hier und verkauft für dich, wie früher Emmi! Und wenn wir nächsten Sommer wieder nach Wangerooog reisen, dann kann ja solange Frau Grdninger unser Geschäft führen.“

„Ach, Kind, so weit sind wir noch lange nicht. Aber unmöglich wäre es ja nicht, daß sie Lust dazu hat, und wenn sie gut mit den Leuten fertig wird — — —. Wir wollen es in Ruhe abwarten, was gut für uns ist, wird schon kommen.“